Bibliothek
gensburg

Kreisbibliothek Regensburg

Packag 26. II

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Nützlicher Stoff

zur

Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens an sinnlichen und moralischen Gegenständen,

mit

Sprach- Les- und Schreibeübungen

verbunden.

Eltern, Lehrern und Kindern

gewidmet

Paed. (8°) 26.

von

Johann Siegmund Klinger.

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Zweytes Bändchen,
nebst einem Register über beyde.

Hof, 1799.
bey Gottfried Adolph Grau.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede,

von dem Zweck und Gebrauch des ersten und zweyten Bändchen des nützlichen Stoffs.

Der erste sehr wohlthätige Zweck, der durch das erste und zweyte Bändchen des nützlichen Stoffs ꝛc. erreicht werden soll, ist: Kinder in der so unentbehrlichen Kunst richtig, deutlich, verständlich, vorzüglich aber, mit Nachdenken zu lesen, auf eine interessante und amüsirende Art zu üben. Unter dem richtigen Lesen verstehe ich: wenn keine Sylbe, kein Wort falsch ausgesprochen wird, d. i. ein, oder mehrere Buchstaben hinzugefügt oder weggelassen werden. Nicht selten ist dieß der Fall, besonders bey Kindern, die im Syllabiren nicht fertig genug geübt werden. Sie sehen die Buchstaben der Sylben und Wörter nur zum

Theil und nicht ganz an. Daher sprechen sie nur die, mit den Augen aufgefaßten Buchstaben richtig aus; die übrigen lassen sie entweder ganz weg, oder verwechseln sie mit andern, oder fügen andere gar nicht dahin gehörige hinzu. Als: Aus Kindern werden in einigen Jahren erwachsene Personen. Kinder, die nicht streng im Syllabiren geübt wurden, lesen hier: Aus Kinder werden in einige Jahre erwachsenen Person. Die Erfahrung hat mich dieß öfters gelehrt. Der Lehrer dringe also schlechterdings darauf, daß kein Buchstabe weggelassen oder hinzugesetzt werde. Er *) lasse einen Satz lieber zehn oder zwanzig mal lesen; lasse ihn von den geübtern Lesern einige mal vorlesen, bis jede Sylbe und jedes Wort mit allen seinen Buchstaben hörbar ausgesprochen wird. Dieß darf nur vier Wochen getrieben werden, und ich versichere: die Aufmerksamkeit des Kindes wird auf jeden Buchstaben so gefesselt werden, daß es in der Folge seines Lebens allemal gut und richtig lesen wird. Zum richtigen Lesen gehört auch die gehörige Setzung des Tones auf die Sylbe jedes Worts, welcher er nach dem Genius der Sprache zukommt. Z. B. Kinder sollen verständige und gute Menschen werden.

*) Er hüte sich aber ja, daß er nicht ungeduldig, aufbrausend und hitzig werde; denn sonst ist es um die Erreichung seines Zwecks geschehen. Das Kind wird furchtsam, ängstlich, und lieset öfters noch unrichtiger als vorher. —

den. Hier wird in den meisten Schulen ganz monotonisch und ohne allen Accent gelesen, so, daß man es, ohne auf den Lehrer der Kinder unwillig zu werden, nicht mit anhören kann. Freylich sollte schon beym Syllabiren dahin gearbeitet worden seyn; daß das Kind den Ton richtig treffe. Jeder Lehrer sollte da bey allen Wörtern fragen: auf welcher Sylbe steht der Ton? Es versteht sich aber von selbst: daß einem jeden Kinde schon vorher ein deutlicher Begriff von einer Sylbe, und davon, was das heißt: der Ton steht auf einer Sylbe beygebracht worden ist. Ohne diesen vorausgeschickt zu haben, wird er in Ewigkeit seinen Zweck nicht erreichen. *) Hebt

*) Was eine Sylbe ist, und was das heißt: auf dieser oder jener Sylbe liegt der Ton, ist auch den kleinsten Kindern leicht zu entwickeln. Z. B. wir wollen das Wort: Kinder, nehmen. Wie viel Buchstaben stehen hier? Wie heißt der erste? Ist es ein Mitlauter oder ein Selbstlauter? (Beyläufig will ich erinnern, daß man die Kinder bey der Buchstabenkenntniß doch ja Selbst: und Mitlauter unterscheiden lehre. Dieß hat seinen großen Nutzen. Sie erfahren bey dieser Gelegenheit: daß die Mitlauter eigentlich stumme Buchstaben sind, welche ohne den Selbstlautern gar nicht ausgesprochen werden können. Sie lernen unterscheiden; lernen das k. nicht blos, als: ka, sondern auch als ke, ki, ko, ku, aussprechen, je nachdem nun ein Selbstlauter vor oder nach ihm stehet. Daß die Selbstlauter vor allen Dingen den Kindern, so rein wie möglich, bekannt gemacht werden müssen, darf ich wohl nicht berühren.) Wenn ich nun zu dem Buchstaben ein a setze,

das Kind nun nicht beym Lesen ganzer Sätze die emphatischen Wörter aus, so darf der Lehrer schlechterdings nicht eher zu einem andern Satz übergehen, als bis er das Kind darauf geleitet hat:

wie sprichst du ihn dann aus? und wie denn, wenn ein n hinzugesetzt wird? Was für ein Buchstabe folgt aber hier darauf? Gut. Wie sprichst du nun diese beyden Buchstaben zusammen aus? Nimm auch den folgenden Buchstaben hinzu. Versuche einmal: ob du nun diese drey Buchstaben auf einmal aussprechen kannst? Schön. Was folgt darauf für ein Buchstabe? Könntest du nicht auch diesen mit jenen zugleich aussprechen? Gut: Kind. Wie heißt denn nun aber der Buchstabe, der gleich hinter dem da steht? Nun versuche einmal: ob du auch diesen mit den vorhergehenden Buchstaben aussprechen kannst? (Das Kind wird schweigen oder sagen: Kind e) Was für ein Buchstabe folgt gleich nach dem e? Kannst du mir nicht dieses r zu dem vorigen Buchstaben setzen? (Das Kind wird sprechen: Kind er, Hast du denn schon gehört, daß ich sage: gebt recht hübsch Achtung, liebe Kind — er? Sch. Nein. L. Wie spreche ich denn gewöhnlich? Sch. Kinder. Leh. Recht schön. Welche Buchstaben nehme ich also zusammen? und spreche sie zusammen aus? Sch. Drey. Leh. Auf wie viel mal habe ich also die drey ersten Buchstaben ausgesprochen? — oder wie viel mal mache ich bey ihnen den Mund auf? Sch. Einmal. Leh. Und auf wie viel mal spreche ich sie aus? Sch. Auf einmal. Leh. Wenn ich nun die drey Buchstaben wegnehme, wie viel bleiben noch stehen? Sch. Noch drey. Leh. Wie wirst du diese aussprechen? Sch. Der. Leh. Also auch auf einmal? Sch. Ja. Leh. Und wie viel Buchstaben sind überhaupt hier? Sch. Sechs. Leh. Auf wie viel mal sprichst du nun

alle

hat: welches Wort vor allen andern ausgehoben zu werden verdient. Er lasse das Kind anfänglich einige Minuten darüber nachdenken; vielleicht springt ihm der richtige Ausdruck des Sprachtones in die Augen. Geschieht dies nicht, nun suche er mit Hülfe der katechetischen Methode das Kind darauf zu führen. Z. B. Der Satz,

alle sechs aus? Auf zweymal. Leh. Und nun merke dir es mein Kind: Alle Buchstaben, die du auf einmal zusammen aussprichst, nennet man eine Sylbe. Wie viel Sylben machen also diese sechs Buchstaben aus? Sch. Zwey. Leh. Warum nur zwey? Sch. Weil man sie auf zweymal zusammen ausspricht. Leh. Denn was ist eine Sylbe? Sch. Alle Buchstaben, die man auf einmal ausspricht. L. Richtig, wo man nur einmal den Mund aufthut. Nun weißt du: was eine Sylbe ist, und, wie viel Sylben das Wort: Kinder hat. Aber spreche ich alle beyde Sylben gleich kurz aus? Sch. Nein. Leh. Höre einmal recht aufmerksam: Kin — der. Welche sprach ich lang aus oder dehnte sie? Sch. Die erste. Leh. Und welche kurz? Sch. Die lezte. Leh. Nun hast du wieder etwas gelernt von den Sylben. Und was war das? Sch. Daß man eine Sylbe lang, die andere kurz ausspricht. Leh. Recht sehr schön. Aber nun sollst du noch etwas lernen. Von der Sylbe die man lang ausspricht oder dehnt, sagt man, sie hat den Ton. Welche von den beyden Sylben: Kin — der wurde länger als die andere ausgesprochen oder gedehnt? Sch. Die erste. Leh. Wie heißt sie? Sch. Kin. Leh. Und welche kurz? Sch. Der. Leh. Welche hat also den Ton? Sch. Die erste. Leh. Warum? Sch. Weil sie länger, als die andere ausgesprochen wird. Leh. Oder? Sch. Gedehnt wird.

den wir oben hatten: Kinder sollen verständige und gute Menschen werden. Welche Wörter müssen hier wohl beym Lesen ausgehoben werden? (Nun lasse man dem Kinde Bedenkzeit. Giebt es nicht die Wörter bestimmt an, sondern rathet es; so fahre man fort.) Von wem ist denn hier die Rede? Sch. Von Kindern. Leh. Welches wird also das Hauptwort seyn? Sch. Kinder. Leh. Auf den Hauptwörtern muß jedesmal der Ton stehen? Also wird er in diesem Satze stehen? Sch. Auf dem Worte: Kinder. Leh. Richtig. Was wird nun von den Kindern gesagt? Sch. Sie sollen verständige und gute Menschen werden. L. Was sind sie schon als Kinder. Sch. Menschen. Leh. Aber was für Menschen sind sie noch nicht? Sch. Verständige und Gute. Leh. Welche Wörter werden also ferner ausgehoben werden müssen? Sch. Verständige und Gute. Leh. Also wirst du diesen Satz lesen? Sch. K i n d e r sollen v e r s t ä n d i g e und g u t e Menschen werden. Dies wiederhole man öfters, und die Kinder werden in kurzer Zeit richtig lesen. Zum richtigen Lesen rechne ich auch: daß man die Kinder gewöhne, alle Sylben und Wörter kurz ab auszusprechen, und nicht singend lesen lasse. Das ewige Zerren der Wörter beleidigt ausserordentlich das Ohr. Ferner, daß man ihnen nie erlaube, zu stocken, zu lispeln und zu stottern. In einem fließenden Tone müssen sie fortlesen. Sprechen sie ein Wort zwey, dreymal aus; so sage man ihnen: stehet das Wort zwey, dreymal bey dir gedruckt? Es wird be-

schämt

schämt stehen. Dein Stillschweigen sagt mir, daß es nicht so ist. Nun so lies du es auch nur einmal. Man lasse es den Satz wiederholen, bis es jede Sylbe und jedes Wort nur einmal in einem fließenden Tone vorgelesen hat. Endlich lasse man es ja genau die Interpunktion oder die Unterscheidungszeichen beobachten. Vor allen Dingen müssen sie aber eine gehörige Kenntniß von ihnen haben: warum und wozu sie da stehen? Z. B. steht ein Fragzeichen da, und es lieset falsch, so frage man: wie sprichst du zu deiner Mutter, wenn du sie nicht recht verstandest? Siehest du, so mußt du auch jedesmal lesen, wenn ein Fragzeichen da ist. Lieset das Kind auch hier den Satz falsch; so lasse man ihn so oft wiederholen, bis es richtig lieset. Man sehe aber auch ja darauf, daß es deutlich lieset, d. i. jede Sylbe und jedes Wort rein, hörbar, also laut ausspricht. Das Kreischen oder das Lesen mit gesenktem Haupte, ist eben so ungesund für das Kind, als es widrig ist, anzuhören. Immer muß es, das Buch in der Hand haltend, sitzen oder stehen und den Kopf aufrecht heben und rein und frey aus der Lunge heraus reden. Man gewöhne es ja daran, keinen andern Sprechton im Lesen anzunehmen, als es im gemeinen Leben hat. Das Zieren und Annehmen anderer, feinerer oder gröberer Töne sind ihm unnatürlich und beleidigen das Ohr des Zuhörers. Lesen sie so, wie es jetzt angegeben wurde, so werden so gewiß auch von allen verstanden werden. Und es kann nicht fehlen, sie werden auch mit Nachdenken lesen.

Denn

Denn wie können sie richtig, deutlich, verständlich lesen, ohne über das, was sie lesen, auch zu denken? Daher handelte jener Mann ganz konsequent; wenn er bey der Schulprüfung, die Kinder lesen ließ, um zu erfahren: ob sie zum Selbstdenken angeleitet worden sind. Der Kenner hört dieß sogleich. Wie aber der Lehrer hierzu besondere Anleitung geben soll und kann, wird weiter unten vorgetragen. Soll nun dieser angezeigte Zweck bey Kindern ganz erreicht werden: so muß der Lehrer selbst alle diese Qualitäten beym Lesen besitzen. Lieset der Lehrer rein, fließend, richtig oder mit einem Worte schön; so lese er den Abschnitt oder die Geschichte den Kindern vor allen Dingen vor. Er unterbreche sich aber auch selbst öfters, und rufe ein Kind auf: weiter zu lesen; um zu sehen: ob alle Kinder aufmerksam mitlesen. Nun läßt er unmittelbar darauf den vorgelesenen Abschnitt nach den gegebenen Regeln von den Kindern wieder lesen. Er zieht sie aber nicht nach der Reihe auf. Dabey wird er den Vortheil erreichen; daß er sie alle in strenger Aufmerksamkeit erhält. Die Kultur der Muttersprache ist ein vorzüglicher Zweck, der bey einem zweckmäßigen Gebrauche instruktiver Lesebücher für die Kinder, nie aus den Augen gelassen werden darf. Sprechen, d. i. durch artikulirte Töne Vorstellungen und Begriffe von Gegenständen ausdrücken, lernt der junge Mensch schon, möchte ich sagen, auf seiner Mutter Schooße; aber wie? halbe Wörter, die man ihm so undeutlich, mit so vielen Kontraktionen als möglich und

so

so unrein vorsagt, daß fast in jeder Stadt und in jedem Dorfe eine neue Mundart entsteht. O Lehrer der Menschheit, Freunde der guten Sache, haltet die Kultur der Muttersprache bey euren Bürger- und Bauerknaben und Mädchen, ja nicht für eine unwichtige Sache und verlohrne Mühe. Wisset: ihrem Sprachumfange ist ihr Kenntnißumfang gleich. Erweitert sich ihr Sprachumfang, so erweitert sich auch ihr Erkenntnißumfang. Und wer nicht umhin kann, sich edel auszudrücken, dessen Herz wird auch so leicht nicht von grobsinnlichen, thierischen Beyreden entheiliget. Er fliehet Gesellschaften, wodurch unedle, schmuzige Redensarten, unordentliche Begierden und strafbare Neigungen in seiner Seele angefacht werden könnten. Ich will nicht einmal des Fortkommens des jungen Staatsbürgers gedenken, das öfters blos dadurch befördert wird. Lehrer, vereinigt also eure Kräfte; damit eure Schüler rein Deutsch sprechen lernen. Daß die oben vorgeschlagene Lesemethode, nebst der großen Fertigkeit des Lehrers, einen Gedanken zehn, zwanzigmal verschieden und immer lichtvoll und rein auszudrücken, sehr wirksame Beförderungsmittel dieser Kunst sind; ist, ohne mein Erinnern, einleuchtend. Allein es giebt meines Erachtens noch andere Kunstgriffe, den Schülern eine Fertigkeit: ihre Muttersprache recht zu verstehen und recht zu gebrauchen, beyzubringen. Man lasse die gelesenen Abschnitte, deren Inhalt nicht in Erzählungen eingekleidet ist, Satz für Satz umsetzen. — Nun stelle man wieder eine

Ver-

Vergleichung mit dem Schüler zwischen dem, wie er sich ausdrückte, und dem, wie sich der Verfasser ausdrücket, an; zeige ihm: wie weit schöner, bündiger, kürzer der Verfasser spricht, mache ihn auf Worte, Stellungen der Worte, Periodenbau, der ihm noch neu ist, aufmerksam; und ich versichere die Sprache des Schülers wird gar bald berichtiget, und mit neuen schönen Ausdrücken und Redensarten bereichert werden. Zur Berichtigung und Bereicherung der Sprache wirket vor allen Dingen das Wiedererzählen der gelesenen Abschnitte recht sichtbar mit. Nur hat der Lehrer hiebey vorzüglich darauf sein Augenmerk zu richten, daß das Wiedererzählen laut, rein, deutlich, richtig und mit einem gewissen Anstande geschieht. Wurden Wörter ganz falsch ausgesprochen, oder ihnen eine unrichtige Bedeutung untergelegt, welches er sogleich hören kann: so verbessere er nicht gleich selbst; sondern mache den erzählenden Schüler auf den unrichtig gesagten Satz, oder auf das falsch ausgedrückte Wort aufmerksam und lasse ihn selbst berichtigen. Weiß dieser sich nicht darein zu finden, so fordere er andere zur Verbesserung auf. Wissens auch diese nicht: so wähle er ähnliche Beyspiele aus dem gemeinen Sprachgebrauche, um ihn auf die Unrichtigkeit seines Ausdrucks durch seine eigene Anstrengung und Selbstthätigkeit zu führen. Alle Schüler müssen stillschweigend nacherzählen, damit sie, wenn sie der Lehrer aufruft, gleich forterzählen können: der Lehrer rufe sie immer, so wie beym Lesen, ausser der

Rei-

Reihe auf. Er lasse aber ja alle Bücher zumachen, damit ihm kein Betrug gespielt werden könne. Zu solchem nicht unwichtigen Betruge sind die fähigsten Köpfe am aufgelegsten. Erzählt ein Kind schlecht, so hüte er sich ja, es zu bestrafen. Er behandle es mit Schonung, spreche ihm mit freundlicher Miene Muth ein, und muntere es auf. Sind aber Leichtsinn, Unachtsamkeit, Trägheit, die Quellen davon; dann bezeige er sich etwas streng. Doch nehme er immer Rücksicht auf das Temperament des Schülers. Durch öftere Uebung im Erzählen bringt der Schüler es bald dahin, auch wirklich zugetragene Geschichten anmuthig und so zu erzählen, daß ihn Jedermann gern hört. Die Sprache des Schülers wird endlich reichhaltig und veredelt werden: wenn der Lehrer ihm aufgiebt: die gelesenen, wieder erzählten und durchgegangenen Geschichten und Erzählungen zu Hause, oder wenn es schicklich ist, in der Schule ohne Buch aufzuschreiben, und sie ihm dann zur Durchsicht und Correktur zu überbringen. Welche vortrefliche und fruchtbare Vorbereitung ist dieß nicht zu schriftlichen Aufsätzen? Das Lesebuch muß er in der Zeit, wo er so etwas aufschreibt, dem Lehrer übergeben; damit er nicht zu seiner eigenen Erleichterung die Geschichten wieder nachlieset oder wohl gar ausschreibet. Bey der Korrektur zeige der Lehrer dem Schüler bloß die Unrichtigkeiten in der Sprache, auch in den Gedanken und lasse es ihn selbst verbessern. Darauf lasse er sich das Korrigirte

noch

noch einmal geben, um zu sehen: ob der Schüler nicht noch Unrichtigkeiten und Fehler hat stehen lassen. Die aufgefundenen unterstreiche er blos, und der Schüler mag wieder korrigiren.

Auch soll das Mannigfaltige der Vorstellungen des Schülers durch solche instruktive Lesebücher für Kinder nicht nur vermehrt; sondern es soll auch mehr Einheit erhalten. Von den Natur- und Kunstprodukten soll er seine Vorstellungen berichtigen, verdeutlichen und erweitern. Er soll sich immer mehr Begriffe bilden; soll sie ergänzen. Diesen sehr wohlthätigen Zweck können Lehrer nur dann erst an ihren Schülern erreicht sehen; wenn sie bey ihnen, bevor sie einen Abschnitt oder Geschichte vorlesen lassen, selbst nachforschen: ob die Schüler die Sachen kennen, wovon in dem Abschnitte die Rede ist. Verrathen sie große Unwissenheit; nun so bringt man ihnen von den darin vorkommenden Gegenständen Begriffe bey. Sind die Gegenstände aus der Sinnenwelt; so ist es sehr gut; wenn man ihnen diese Gegenstände vor die Augen bringt, mancherley Versuche macht, und ihnen auf die Art Vorstellungen von den Sachen selbst mittheilt. Denn, so bald das Kind ohne alle Vorstellungen von den in einem Buche enthaltenen Gegenständen dasselbe gebrauchet; so bald wird auch ganz natürlich seine Seele ermüdet. Es lieset blos Wörter, ohne sich irgend etwas dabey zu denken, oder es denkt sich Etwas ganz anders. Wie der Lehrer

die

die Kinder auf neue Vorstellungen und Begriffe durch die gelesenen Abschnitte und Geschichten etwa führen könnte; das will ich noch in diesem Bändchen durch einige Proben von katechetischen Unterredungen darthun. Eine vortrefliche Uebung im schnellen Selbstdenken und Selbstauffinden verschiedener Begriffe beym Gebrauche der Lesebücher ist: wenn man die Kinder, die in den gelesenen Abschnitten oder Geschichten, enthaltenen Gedanken, Lehren und Begriffe selbst herausziehen läßt. Hier wetteifern alle Schüler, um immer mehr Gedanken dem Lehrer bringen zu können. Es bedarf aber wohl keiner Erwähnung, daß diese Methode bloß bey den Fähigen, und also bey denen angewendet werden kann, die schon sichtbare Fortschritte in der Kultur ihrer Muttersprache gemacht und einen ziemlichen Vorrath von deutlichen Vorstellungen und hellen Begriffen besitzen.

Was endlich die Erziehung des vierten Zwecks beym fruchtbaren und wirksamen Gebrauche solcher instruktiven Lesebücher betrift, nehmlich: die Uebung und Schärfung der sittlichen Urtheilskraft: so lassen sich hier weniger Regeln angeben, als bey der Beförderung der oben angegebenen Zwecke. Vor allen Dingen mache der Lehrer hier auf eine allgemein faßliche und verständliche Weise seinen Schülern die Gesetzgebung der Vernunft bekannt. Hat der Schüler einen ganz deutlichen Begriff vom Sittengesetze, als der heiligen Quelle aller Sittenregeln und Gebote und Verbote: so wird

er bald auf einige allgemeine Sittenregeln geführt werden können. — Davon findet man das nöthige im ersten und zweyten Bändchen der Verstandesübungen und auch eine Probe in diesem Bändchen in der zweyten Unterhaltung. Uebrigens will ich nur noch kürzlich bemerken, daß der nützliche Stoff nicht nur zu Vorschriften gebraucht werden kann, sondern auch mit dem eigentlichen Unterichte in Verbindung gesetzt und genutzt werden kann.

Hof, den 12. Jenner 1799.

Inhalt
des nützlichen Stoffs.
Erstes Bändchen.

I. Worterklärungen.

A.

Angenehm . S. 1
Abwesend . 2
Aehnlich . 4
Aufmerksam . 8
Arbeitsam . 8
Artig . 8
Aufrichtig . 8
Argwöhnisch . 11
Abergläubig . 13
Archipelagus . 21

B.

Bedürfniß . 1
Begriff . 5
Bedachtsam . 8
Behutsam . 8
Bescheiden . 10
Beständig . S. 10
Befürchten . 16
Belohnen . 18
Beseelt . 19
Bestimmung . 20
Beschaffenheit . 20
Berg . 21
Busch . 22
Bucht (Boy) . 22
Bach . 24
Bergstädte . 25

D.

Durchsichtig . 1
Dankbar . 9
Dienstfertig . 10
Dreist . 12
Dummheit . 16
Denken . 19

(**) 2 Dämme

Dämme . S. 21
Dünen . 21
Dörfer . 24

E.

Entbehrlich . 1
Endzweck . 4
Empfinden . 5
Einbildung . 6
Emsig . 10
Eigennützig . 11
Eigensinnig . 11
Eitel . 12
Ehrgeiz . 17
Entzücken . 18
Entseelt . 19
Erdzunge . 20
Erdenge . 20
Eigenschaft . 20

F.

Furchtsam . 1
Furchtbar, fürchterlich 2
Fruchtbar . 2
Folgern . 6
Friedfertig . 7
Fromm . 8
Frech . S. 11
Falsch . 11
Flatterhaft . 12
Faul . 12
Feindschaft . 18
Fähigkeit . 19
Fertigkeit . 19
Felsen . 21
Forst . 22
Fluß . 24
Flecken . 24
Festung . 25

G.

Gegenwärtig . 2
Gleich . 4
Groß . 5
Gedächtniß . 5
Geizig . 8
Geiz . 8
Genügsam . 8
Gelehrig . 8
Gehorsam . 8
Gefällig . 10
Gottselig . 10
Gedankenlos . 12
Gutherzig . 18

Ge-

Gemeinnützig . S. 13
Glauben . 13
Gewiß . 17
Groll . 18
Gewohnheit . 19
Gesetz . 19
Gestade . 21
Gebirge . 21
Grotten . 21

H.

Heucheln . 11
Hochmüthig . 12
Hochmuth . 12
Herzhaft . 13
Hoffen . 16
Haß . 18
Halbinsel . 20
Hölen . 21
Hain . 22
Haven . 23

J.

Irrthum . 17
Jammerthal . 19
Insel . 20

K.

Kennzeichen . 4
Kostgänger . S. 9
Kostverächter . 10
Kühn . 12
Keck . 13
Körper . 14
— harte . 14
— weiche . 14
— flüssiger . 14
— spröde . 14
— zähe . 14
— elastische . 14
— natürliche . 15
— organische . 15
Kraft . 16
Küste . 20
Kanal . 22

L.

Lasterhaft . 7
Laster . 7
Leckermaul . 9
Leichtglaubig . 13
Loben . 16
Lust . 18
Lebendig . 19
Leblos . 19
Lernen . 19

Lehren . S. 19
Landenge . 20
Land fruchtbares . 22
— unfruchtbares . 22

M.

Mittel . 4
Möglich . 5
Mittelmäßig . 5
Mäßig . 9
Mürrisch . 11
Müßig . 12
Mineralien . 15
Macht . 16
Meynung . 17
Mangel . 18
Meerbusen . 22
Meerenge . 22
Meerstrudel . 22
Mündung . 23

N.

Nützlich . 1
Nutzbar . 1
Neugierig . 2
Nachgebend . 8
Näscher . 9
Neidisch . 11
Nachlässig . S. 11
Naturkörper . 14
Natur . 17

O.

Offenherzig . 9
Organisch . 15
Ordnung . 19

P.

Pflanzen . 16
Pflicht . 19
Polder . 24

Q.

Quelle . 23

R.

Reinlich . 8
Rein . 8
Rechtschaffen . 8
Rachsüchtig . 11
Rauben . 18
Recht . 18
Regel . 19

S.

Sichtbar . 1

Schäd-

Schädlich . S. 1
Sinnlichkeit . 6
Selbstliebe . 7
Sanftmüthig . 7
Sparsam . 7
Säufer . 9
Schmarotzer . 9
Sittsam . 10
Schadenfroh . 11
Stolz . 12
Stärke . 16
Sehnsucht . 17
Schaam . 18
Schande . 18
Stehlen . 18
Sprechen . 19
Sandbänke . 20
Strand . 21
See . 22
Sumpf . 23
Städte . 24
Seestädte . 25

T.

Triebe . 7
Tugendhaft . 7
Tugend . 7
Thätig . 9
Trunkenbold . S. 9
Träge . 10
Tadelsüchtig . 11
Thor . 13
Thiere . 16
Thal . 21
Teich . 23

U.

Unsichtbar . 1
Unterscheiden . 4
Unähnlich . 4
Ursach . 5
Unmöglich . 5
Urtheilskraft . 6
Unmäßig . 9
Unverdrossen . 10
Ungehorsam . 11
Undankbar . 11
Undankbarkeit . 11
Undank . 12
Unartig . 12
Unhöflich . 12
Umsonst . 13
Unnütz . 13
Unglaubig . 13
Unorganisch . 15
Unwissenheit . 16

Un-

Unverstand . S. 16
Urtheil . 16
Unrecht . 18
Unkraut . 18
Ueberfluß . 18
Ueben . 19
Ufer . 21

V.

Veränderlich . 1
Vergangen . 2
Vergleichen . 4
Vollkommen . 5
Vernunft . 6
Verstand . 6
Verständig . 6
Versöhnlich . 7
Verschwenderisch . 7
Vielfraß . 9
Verschwiegen . 10
Verdrossen . 10
Verläumden . 11
Verwegen . 13
Vergeblich . 13
Vorurtheil . 16
Vergelten . 18
Vorgebirge . 21
Vulkan . 21

W.

Wesentlich . S. 2
Wißbegierig . 2
Wirkung . 5
Wille . 6
Wahrhaftig . 7
Wohlthätig . 7
Willig . 10
Widerspenstig . 11
Wankelmüthig . 11
Wahn . 17
Wahrheit . 17
Wahrscheinlich . 17
Wonne . 18
Wandel . 18
Welt . 20
Weise . 20
Wald . 22
Wüsteney . 22
Weltmeer . 22
Wasserfall . 24

Z.

Zukünftig . 2
Zufällig . 2

II. Naturkenntnisse.

Ich bin ein Kind . S. 25
Die Welt ist die Schule 25
Was kann man in der Schule lernen . 27
Die Natur . 28
Der Mensch oder Leib und Seele . 28
Farbe der Haut und Länge des Leibes . 29
Menge des Menschen 30
Gesundheit des Körpers 32
Krankheit des Körpers 32
Unmäßigkeit . 32
Essen und Trinken . 33
Ich möchte gern wieder gesund werden . 36
Der Ungeduldige . 36
Der ordentliche Kranke 37
Von Seelenkrankheiten 38
Michel . 38
Unwissenheit und Irrthum . 39
Der Erdkörper . 42
Die Luft . 45
Fortsetzung . 47
Von der menschlichen Wohnung . S. 50
Wind Regen, Hagel, Schnee, Blitz ꝛc. 51
Elektrische Dünste . 55
Nutzen und Schaden des Feuers . 60
Wasser . 63
Fortsetzung . 65
Eisflüssige Körper überhaupt . 67
Nutzen und Schaden des Wassers . 69
Berg und Thal und ebenes Land . 73
Erdbeben . 75
Feuerspeyende Berge 78
Gestalt und Größe der Erde . 80
Von der Eintheilung aller Naturkundige 83
Thiere . 114
Pferd . — 116
Ochse . — 117
Schaf . — 118

Menge der Thiere S. 119
Gottes Weisheit und Güte in der Vermehrung der Thiere 120
Gottes Weisheit und die Bew. der Thiere 121
Gottes Weisheit in der Ernähr. der Thiere 121
Ein Thier ernährt das andere . 122
Ernährungstriebe der Thiere . 123
Einsamlende Thiere 123
Schlafende Thiere 124
Wohnung der Thiere 125
Bekleidung der Thiere 125
Gesellige Ordnung der Thiere . 126
Beschützung der Thiere 127
Gottes Weisheit in den Trieben der Thiere 128
Bildung und Bau der Thiere . 129
Nutzen der Gewürme 129
— — Insekten 130
— — Amphibien 131
— — Fische 131
Nutzen der Vögel S. 132
— — vierf. Thiere z. Nahrung 133
— — vierf. Thiere z. Kleidung 133
— — vierf. Thiere z. verschiedenen Dingen 134
Merkwürdigkeiten einiger Gewürme und Insekten . 134
Merkwürdigkeiten einiger Insekten . 135
Fortsetzung . 136
Verwandlung der Insekten . 136
Merkwürdigkeiten der Bienen . 137
Merkwürdigkeiten der Ameisen . 138
Vorsorge der Insekten für ihre Nachkommen 139
Merkwürdigkeiten einiger Amphibien . 139
Merkwürdigkeiten einiger Fische . 140

Merk-

Merkwürdigkeiten einiger Vögel . 141
Merkwürdigkeiten der Biber . 141
Natur und Wesen der Pflanzen . 142
Von der Wurzel und dem Stamm . 145
Von den Blättern . 146
Von den Blumen oder Blüthen . 147
Von der Frucht . 148
Von dem Saamen . 148
Von den Keimen . 149
Von den Augen oder Knospen . 150
Vom Wachsthum der Pflanzen . 150
Von Bewegungen der Pflanzen . 151
Von der Fruchtbarkeit 152
Vertheilung d. Pflanz. 152
Alter der Pflanzen 153
Krankheiten und Tod der Pflanzen . 153
Nutzen der Pflanzen 154
Fortsetzung . 155
Gewöhnliche Eintheil. der Pflanzen . 155
Der Baum, ein Gespräch . 157
Erden und Stein, ein Gespräch . 159
Von den Metallen, ein Gespräch . 160
Vom Nutzen der Mineralien . 164
Forsetzung . 164
Vom Zusammenhang der Geschöpfe . 165
Vollkommenheit der Geschöpfe . 165
Stufenfolge der Geschöpfe . 166
Ein Brief . 167
Von den Trieben der Thiere . 168
Von den Seelenfähigkeiten des Menschen 181
Von den Nerven . 184
Empfinden, Erkennen 187
Fortsetzung . 189
Vorstellung . 192
Verstand . 194

Urtheil . S. 194
Schluß . 196
Vernunft . 197
Fortsetzung . 201
Instinkt und Vernunft 207
Von einigen Beförderungsmitteln zur Ausbildung der Vernunft, Sprache, Schrift . 209
Vom Weltgebäude . 219
Vom Himmel . 220
Von der Sonne . 221
Von den Planeten . 221
Von den Fixsternen 222
Von den Sternbildern 223
Lauf der Planeten . 223
Merkur . 224
Venus . 224
Die Erde . 225
Der Mond . 226
Von Sonnen- und Mondsfinsternissen 226
Mars und Jupiter 227
Saturn . 228
Uranus . 228
Von der Zeit . 229
Das Jahr . 229
Die Jahreszeiten . 230
Des Frühlings Anfang 231
Des Sommers Anfang 231
Des Herbsts Anfang 232
Des Winters Anfang 232
Jede Jahreszeit hat ihr Gutes . 233
Die Monate . 233
Die Woche . 234
Der Tag . 235
Die Stunde . 235
Vom Kalender . 236
Arten der Kalender 236
Kalender-Aberglauben 237
Von der Zeitrechnung 238

III. Wahrheiten der Religion und der Vernunft.

Es ist ein Gott, ein Schöpfer aller Dinge 238
Woraus wir Gott näher kennen lernen 239
Von Gottes Macht 246
Von Gottes Weisheit 240
Von Gottes Güte 241

Von

Von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit 242
Von Gottes Allwissenheit und Allgegenw. 242
Von Gottes Ewigkeit und Unveränderlichk. 243
Gott ernährt alle Geschöpfe . 244
Gott regiert alles . 245
Gott regiert und lenkt auch das Böse . 245
Gott regiert auch unsre Schicksale . 246
Gott richtet alles . 246
Von der Liebe zu Gott 247
Vom Vertrauen auf Gott . 248
Von der Dankbarkeit gegen Gott . 248
Vom Gehorsam gegen Gott . 249
Von der Ehrfurcht gegen Gott . 249
Beförderung der Ehre Gottes bey andern 250
Vom Gebete . 250
Nutzen des Gebets . 251
Arten des Gebets . 252
Werth des Verstandes 252
Nutzen der Geschicklichkeit . 253
Der freye Wille . 254
Das Gewissen . 254
Unsterblichk. der Seele 255
Von der Seligkeit 256
Von der Selbstliebe und Nächstenliebe . 256
Von d. Aufmerksamkeit 257
Von d. Flatterhaftigk. 258
Ordnung und Reinlichkeit . 258
Von der Mäßigkeit 259
Von der Naschhaftigkeit 260
Arbeitsamkeit und Fleiß 260
Faulheit und Müßiggang . 261
Bescheidenheit und Demuth . 262
Hochmuth . 262
Von der Beständigkeit 263
Von der Sparsamkeit 264
Vom Geitze . 264
Zufriedenheit und Genügsamkeit . 265
Verschwiegenheit und Schwatzhaftigkeit 266
Nützliche und unnütze Reden . 266
Wahrhaftigkeit und Lügenhaftigkeit . 267
Betheurungen . 268
Von der Ehrlichkeit und Treue . 268
Von der Wiedererstattung . 269
Unehrlichkeit und Betrug . 270

Gefälligkeit und Dienstfertigkeit . 270
Vom Gehorsam . 271
Vom Ungehorsam . 272
Dankbarkeit und Undank . 272
Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit . 273
Sanftmuth und Friedfertigkeit . 274
Von der Nachsucht . 274
Vom guten Namen . 275
Von der Freundschaft 276
Vom Umgange . 276
Verläumdung und Tadelsucht . 277
Geduld und Ungeduld 278
Liebe und Haß . 278
Vom Mitleiden . 279
Von der Freude . 280
Von der Hoffnung . 280
Von der Sehnsucht . 281
Vom Neide . 282
Böse Laune und Eigensinn . 282
Von der Traurigkeit 283
Von der Reue . 283
Von der Scham . 284
Vom Zorne . 285
Furcht und Schrecken 285
Verdacht und Argwohn 286
Ueber Freude und Leid 286
Werth der sinnlichen Freude . 287
Werth der geistigen Freuden . 288
Vergleichung der sinnl. und geistl. Freude . 289
Klugheitsregeln . 289
Von der Selbstverleugnung . 290
Von den äußern und innern Leiden . 291
Vom Uebel überhaupt 291
Von der Gesellschaft der Eltern und Kinder 292
Von der Verbindung der Lehrer und Lernenden 293
Die eheliche Verbindung 293
Vom Verhalten der Herrschaft . 294
Guter Rath für Dienstbothen . 294
Fortsetzung 295 und 296
Vom Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft 297
Von bürgerlichen Gewerben . 297
Vom Nutzen der Rechts-Obrigkeit . 298
Vom Nutzen der Polizey-Obrigkeit . 299
Von den Pflichten der Unterthanen . 299
Von den bürgerlichen Strafen . 300
Vom Soldatenstand 300

Von der Ungleichheit der Stände . 301
Vom Aberglauben . 302
Vom Glauben an Undinge . 302
Vom Glauben an Gespenster und Erscheinungen . 303
Von natürlichen Gespenstern . 304
Vom Alp . 304
Von Wahrsagerey der Zukunft . 305
Von der Wahrsagerey des Vergangenen 306
Von den Träumen 306
Von Glaub. an Träume 307
Natürliche Traumdeutungen . 307
Von Ahndungen . 308
Vom Glaub. a Hexerey 309
Unmögliche Hexerey 309
Von der Sympathie 310
Es giebt keine Zauberer 311
Natürliche Künste . 311
Fortsetzung . 312

Inhalt

des nützlichen Stoffs.

Zweytes Bändchen.

Katechetische Entwickelung . S. 1
Jedem das Seine! 16
Amynt . 27
Fortsetzung . 33
Die Gans u. das Pferd 50
Wohlthaten Gottes im Winter . 51
Fortsetzung . 58
Die Wiederkunft der Frühlingssonne . 62
Fortsetzung . 64 u. 67
Das Feuer . 70
Fortsetzung . 74
Der Magnet . 78
Fortsetzung vom Feuer 83
Fortsetzung . 85 u. 89
Schluß . 92

Die

Die junge Maus = 96
Das Hühnchen im Ey 98
Gans und Ente = 107
Fortsetzung des Hühnchens im Ey = 109
Gespräch über den Menschen = 116
Gute Empfindungen eines guten Kindes beym Anfange des Frühlings = 182
Fortsetzung = 138
Kann auch wohl die Seele krank seyn? 142
Die Mücken = 148
Mückenstachel u. Flügel 152
Die Geburt der Mücken 156
Fortsetzung = 160
Gespräch Ferdinands und seines Lehrers 164
Lisidor und Sophron. Ein Traum = 169
Die Schäfchen an den Haselnüssen = 171
Fortsetzung = 175 u. 179
Die Schwalbe und die Schildkröte = 184
Das liebe Brod = 186
Wunderbare Vermehrung d. lieben Brods 190
Von der Kraft und Wohlthätigkeit des lieben Brods = 197
Was alles dazu erfordert werde, ehe wir Brod kriegen? = 201
Das Saamenkorn; der Keim; die Pflanze und der Stängel 206
Kornhalmknoten und Aehre = 210
Wozu nützen manche den Menschen so schädliche Thiere 215
Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne über die Gespenster 222
Die Bestimmung des Menschen = 232
Fortsetzung = 244

Katechetische Entwickelung der Geschichte im 1sten Bändchen Seite 114 — ꝛc.

Thiere

L. Wie gefällt euch das Betragen des kleinen Conrads?

Sch. Sehr wohl.

L. Warum?

Sch. Weil er darnach fragte, was er nicht recht wußte und immer mehr lernen wollte.

L. Recht schön. Was habt also auch ihr zu thun, sobald ihr Etwas nicht recht wisset, bevor ihr es glaubet?

Sch. Wir müssen fragen.

L. Sagte euch Jemand Etwas von Waldjägern oder vom wüthenden Heere vor, was habt ihr zu thun?

Sch. Wir müssen fragen, ob es wirklich so ist.

L. Wer kann euch aber nur das sagen, wie es wirklich ist?

Sch. Der, welcher es selbst weiß.

L. Richtig, der Verständige. Wäre Conrad zu seinem Bruder oder Schwester gegangen, die auch

noch klein und unverständig, wie er sind, was würde er da nicht erfahren haben?

Sch. Was er gern wissen wollte.

L. Warum nicht?

Sch. Weil die es selbst nicht wußten.

L. Zu wem gieng er daher?

Sch. Zu seinem Vater.

L. Und warum gerade zu diesem?

Sch. Weil dieser so verständig war, daß er ihm das, was er wissen wollte, sagen konnte.

L. Hieraus lernt ihr wieder Etwas?

Sch. Wir sollen, wenn wir Etwas nicht recht wissen, nur verständige und einsichtsvolle Menschen fragen.

L. Was fragte denn der kleine Conrad?

Sch. Ob es möglich wäre: daß ein Mensch in ein Thier könnte verwandelt werden.

L. In den frühern Zeiten, mein Kind, wo die Menschen sehr unwissend und unverständig waren, glaubte man dies unter manchen Völkern allgemein. Ja, man glaubte so gar, die Menschen würden in Bäume und in andere Pflanzen verwandelt. Man glaubte auch gewisse Wanderungen der menschlichen Seelen in andere Körper, um sie zu beleben, und dieß nannte man die Seelenwanderung. Von wem hatte dieß auch wohl Konrad gehört?

Sch. Von unwissenden und unverständigen Menschen.

L. Was

L. Was antwortete der Vater darauf?

Sch. Daß zwar beständig Veränderungen in der Natur vorgiengen, aber keine Verwandelungen.

L. Was meynte wohl der Vater damit. Er spricht hier von Natur, was verstehst du denn unter Natur?

Sch. —

L. Wenn du hinaus vor's Thor gehest, was siehst du da?

Sch. Bäume, Felder, Gärten und Wiesen.

L. Was erblickst du über diesen?

Sch. Manchmal Wolken, manchmal blos heitern Himmel.

L. Bemerkst du nicht noch Etwas, was alles erleuchtet und erwärmet?

Sch. Die Sonne.

L. Hast du nicht schon bey heiterm Abende den Himmel gesehen?

Sch. Ja, da sahe ich die vielen Sterne.

L. Nun giebt es noch andere Dinge, die du nicht sehen kannst, aber du und ich und alle Menschen fühlen es doch, daß sie da sind?

Sch. Die Luft.

L. Woher weißt du, daß diese da ist?

Sch. Ich fühle sie.

L. Hältst du dir eine Rose oder Nelke vor die Nase, was nimmst du da wahr?

Sch. Daß sie gut riechet.

L. Den Duft der Blumen erfährst du nur wodurch?

Sch. Durch den Geruch.

L. Und so sind noch andere Dinge, die nur auf die andern Sinne wirken. Alle diese Dinge nun, von denen ich iezt sprach, nennt man natürliche Dinge. Und das, was diese natürlichen Dinge in sich begreifen, wird man nun nennen?

Sch. Natur.

L. Das, was etwas in sich begreift, in sich faßt, oder in sich hält, könnte man auch nennen?

Sch. —

L. Von dem Wort, in sich begreifen?

Sch. Inbegriff.

L. Richtig, Nun wirst du mir sagen können, was unter Natur zu verstehen ist?

Sch. Der Inbegriff aller natürlichen Dinge, die auf unsere Sinne wirken.

L. In dieser Natur bleibt alles nicht so, wie es ist, sondern wird —?

Sch. Anders.

L. Das, was anders wird, nennt man auch?

Sch. Veränderung.

L. Der Mensch ist seinem Körper nach auch ein Theil der Natur. Was wird auch mit ihm vorgehen?

Sch. Er wird sich verändern.

L. Ich dächte, das könntest du an dir selbst sehen. Denke einmal darüber nach.

Sch. Ja, ich bin größer geworden. Mein Vetter, der meine Eltern besuchte, sagte es.

L. Was

L. Was hat sich mithin an dir verändert.

Sch. —

L. Die äußersten Enden oder Gränzen einer Sache nennt man Gestalt. Und diese muß, da sie bey dir von Zeit zu Zeit vergrößert wird, auch zugleich werden?

Sch. Verändert.

L. Was hat sich mithin bey dir verändert?

Sch. Meine Gestalt.

L. Es gehen noch andere Veränderungen mit dir, so wie mit jedem Menschen und Thiere und Gewächse vor, das sollst du aber ein andermal erfahren. — Was geschiehet nun endlich mit dem Menschen, wenn er recht lange lebt?

Sch. Er stirbt.

L. Und was macht man denn mit dem todten Körper oder mit dem Leichnam?

Sch. Man vergräbt ihn in die Erde.

L. Wolltest du nun nach 20. oder 30 Jahren wieder an denOrt gehen, wo er begraben würde, was würdest du da wohl antreffen?

Sch. Das weiß ich nicht.

L. Wenn du es noch nicht gehöret hast, so kannst du es auch nicht wissen. Ich will dirs sagen: Von den flüssigen und weichen Theilen würdest du nichts mehr antreffen. Diese Flüssigkeiten haben die Bäume und Gräser und Blumen auf den Grabhügeln genährt. Und wenig weißgraue Erde ist da, worein auch zum Theil schon die ve-

sten

sten Theile oder Knochen übergegangen sind. So wie sich der Mensch verändert, so verändert sich Alles in der Welt. Aber das geschiehet nicht, was mein Konrad gesagt hatte: Nämlich?

Sch. Daß der Mensch sich in ein Thier verwandelte.

L. Daß es Veränderungen in der Natur gebe, das sagt der Vater, und davon suchten wir uns auch zu überzeugen; aber was gebe es nicht in der Natur nach des Vaters Behauptung?

Sch. Keine Verwandelung.

L. Ich dachte aber, Veränderung und Verwandelung wäre gleich viel, gleich bedeutend?

Sch. —

L. Was verstehest du nach dem, was wir hatten, unter Veränderungen, z. B. unter der Veränderung einer Pflanze?

Sch. Ihre Gestalt bleibt nicht so, wie sie ist.

L. Sie wird also?

Sch. Anders.

L. Aber was bleibt die Pflanze bey aller Veränderung immer noch?

Sch. Eine Pflanze.

L. Sie bleibt es immer noch, wenn sie auch anfängt zu vermodern. So beym Menschen, wie beym Thiere. Freilich lösen sich alle Körper in ihre Urstoffe auf, woraus sie bestehen, und geben andern Nahrung. Wollte man dieß Verwandelung nennen, so fände sie allerdings in der Natur statt.

Hier

Hier ist der Ausdruck aber nicht recht passend, weil die Körper, bevor dieß geschiehet, nicht mehr die Körper sind, die sie waren. Aber wenn der Tischler einen Tisch zerschneidet und einen Stuhl daraus macht, was ist da der Tisch bey dieser Veränderung nicht mehr geblieben?

Sch. Ein Tisch.

L. Und wer wird immer noch sagen: das ist ein Tisch?

Sch. Niemand.

L. Welches Ausdrucks könnte man sich nun hier bedienen?

Sch. Verwandlung.

L. Warum?

Sch. Weil aus dem Tische ein ganz anders Ding, als der Tisch ist, gemacht wurde.

L. Die Kunst des Menschen verwandelt die Dinge, so aber nicht die Natur. Was kann und wird also mit dem Menschen nie geschehen?

Sch. Er wird nie ein Thier werden.

L. Nun wirst du mir auch sagen: ob Veränderung und Verwandlung gleichviel oder gleich bedeutend wäre.

Sch. Nein.

L. Gieb einmal den Unterschied an.

Sch. Eine Sache verändert sich, heißt: sie bleibt immer die Sache selbst, aber nur bleibt nicht ihre Gestalt. Eine Sache wird verwandelt, heißt: die

Sache

Sache bleibt, indem ihre Gestalt anders gemacht wird, nicht die Sache selbst, sondern es wird eine ganz andere daraus.

L. Recht schön. Eine von der vorigen Sache ganz verschiedene. Kannst du mir das nicht durch ein Beyspiel *) erklären?

Sch. Ein kleiner, junger Baum wird von Zeit zu Zeit größer, seine Gestalt verändert sich; aber er ist und bleibt immer ein Baum.

L. Immer weiter.

Sch. Wenn ihn aber die Menschen absägen, Breter, Tische und Bänke daraus machen, so verwandeln sie ihn, das heißt: er bleibt nun kein Baum mehr, sondern wird Etwas vom Baum ganz verschiedenes.

L. Was sagte nun der Vater von dem menschlichen Leibe?

Sch. Daß er in vielen Stücken den Thieren ähnlich sey.

L. Oder

*) Das Selbst aufsuchen der Beyspiele zur Erläuterung eines Begriffes macht Kindern, vorzüglich in öffentlichen Schulen wegen der Menge, großes Vergnügen, scheint mir ferner eine der wirksamsten Denkübungen zu seyn, und zeigt dadurch dem Lehrer: ob der katechetisch entwickelte Begriff den Kindern recht einleuchtend sey? —

Möchten doch daher die Lehrer dergleichen Uebungen im Denken recht oft mit ihren Kindern anstellen!

L. Oder vielmehr dem thierischen Körpern. Aber was fügte er noch hinzu?

Sch. In vielen andern Stücken ist er ganz von ihnen unterschieden?

L. Bevor ihr mir die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen den menschlichen und thierischen Körpern auf suchet, so gebt ihr mir doch den Begrif von einem Thiere an? Sch. —

L. Wie nennst du alle Dinge, die so erschaffen sind?

Sch. Geschöpfe.

L. Was wird also auch ein Thier seyn, da es zu den erschaffenen Dingen gehört?

Sch. Auch ein Geschöpf.

L. Seyd ihr recht aufmerksam auf die Geschöpfe, so seht ihr, daß auch öfters ein Geschöpfe auf dem andern lebt. Welches ist das größte und bekannteste Geschöpf, wo so viele Geschöpfe leben?

Sch. Unsere Erde.

L. Erhebet ihr eure Augen zu den fernen Höhen, zu dem großen blauen Gewölke, das wir Himmel nennen, so seht ihr zwar kleine leuchtende und hier und da hervor schimmernde Sterne, die aber auch große, ja noch weit größere Geschöpfe als unsere Erde sind, und wiederum von andern Geschöpfen bewohnt werden. Aber ambekanntesten sind uns die auf unserer Erde. Wie könnte man alle Geschöpfe auf unserer Erde nennen?

Sch. Erdengeschöpfe.

L. Recht schön. Da Thiere auch hier auf Erden sind, was für Geschöpfe sind es daher?

Sch. Erdengeschöpfe.

L. Wenn hier an unsrer Mitte ein Baum und ein Hund stände, und du nähmst eine Peitsche und drohtest beyden. Was würde geschehen?

Sch. Der Hund würde fortlaufen.

L. Was würde mit dem Baume geschehen?

Sch. Er würde stehen bleiben.

L. Hund und Baum alle beyde sind?

Sch. Geschöpfe.

L. Aber wodurch unterscheiden sie sich, wie du hier sahest?

Sch. Der Hund kann sich freywillig bewegen.

L. Hättest du beide geschlagen, was würdest du gehört haben?

Sch. Ich würde den Hund haben schreien hören.

L. Und warum ihn gerade und nicht den Baum?

Sch. Weil ihm das Schlagen wehe thut.

L. Wem etwas wehe thut, der muß haben?

Sch. Empfindung.

L. Also muß der Hund haben.

Sch. Empfindung.

L. Was trafen wir also an dem Hunde an?

Sch. Er kann sich freywillig bewegen und empfinden.

L. Kannst

L. Kannst du mir dieß wohl mit Einem Worte ausdrücken?

Sch. — Er lebt.

L. Richtig. Zu welchen Geschöpfen gehört der Hund?

Sch. Zu den Thieren.

L. Wenn ich dir sage, daß wir das, was wir hier an dem Hunde antreffen, auch an allen andern Thieren antreffen, so wirst du mir wieder ein Merkmal von einem Thiere angeben?

Sch. Es lebt.

L. Was für ein Erdengeschöpf ist es mithin?

Sch. Ein belebtes Erdengeschöpf.

L. Aber findest du nicht noch andere Erdengeschöpfe, die auch belebt sind, die wir doch nicht Thiere nennen?

Sch. Ja, die Menschen.

L. Und zu welchen belebten Erdengeschöpfen gehörest du?

Sch. Zu den Menschen.

L. Daß du dazu gehörest, kann jeder aus der einzigen Antwort, die du mir jetzt gabest, schliessen. Und in wiefern? Was müßtest du dabey thun?

Sch. Ich müßte denken.

L. Und mit welchem Vermögen kannst du dieß?

Sch. Mit meiner Vernunft.

L. Hätte ich aber das alles, was ich mit dir jetzt sprach, mit einem Thiere sprechen wollen —

Sch.

Sch. Das würden Sie nicht gekonnt haben.

L. Warum denn nicht?

Sch. Das Thier würde sie nicht verstanden haben.

L. Und weswegen nicht?

Sch. Weil es keine Vernunft hat.

L. Was ist es also für ein belebtes Erdengeschöpf?

Sch. Ein vernunftloses belebtes Erdengeschöpf.

L. Was verstehst du also unter einem Thiere?

Sch. Ein belebtes oder vernunftloses Erdengeschöpf.

L. Recht schön. Hier stellte nun der Vater eine Vergleichung zwischen wem an?

Sch. Zwischen einem Menschen und Thiere.

L. Zwischen dem ganzen Mensch und —

Sch. Nein, zwischen dem Leibe des Menschen und Thiere.

L. Was sagt' er?

Sch. Er wäre in vielen Stücken dem Thiere sehr ähnlich, aber auch in vielen sehr von ihm verschieden.

L. Sucht mir einmal die Aehnlichkeiten auf! Ich werde diesen und jenen unter euch aufziehen, der sie mir angeben soll. Martin?

Sch. Beide kommen ganz klein auf die Welt.

L. Tobias?

Sch. Beide wachsen nach und nach größer?

L. Gottlieb?

Sch.

Sch. Beide nehmen ihre Nahrungsmittel durch die große Oeffnung am vordern Theil des Kopfs zu sich, die wir bey dem Menschen Mund und bey den Thieren verschieden nennen.

L. Weißt du mir Erdmann! noch eine anzugeben?

Sch. Beide haben einen Kopf, Rumpf und Glieder.

L. Denk einmal nach, vielleicht findest du auch Etwas ähnliches in Rücksicht der innern Theile ihrer Körper?

Sch. Beide Körper bestehen aus vesten und flüssigen Theilen.

L. Noch etwas, Gottfried, ist übrig?

Sch. Beide wachen und schlafen wechselsweis.

L. Und —

Sch. Beide werden alt, schwach, kraftlos und sterben.

L. Die Aehnlichkeiten habt ihr mir sehr schön aufgefunden. Versucht nun auch einmal bey zugemachtem Buche die Unähnlichkeiten zu sagen.

Sch. Ich — der Mensch geht auf zween Füssen, das Thier auch.

L. Du irrest, lieber August. Kannst du mir, lieber Eberhardt! sagen, worin dein Mitschüler irrte?

Sch. Weil das eine Aehnlichkeit wäre.

L. Ist es denn nicht eine wirkliche Aehnlichkeit?

Sch.

Sch. Nein, weil die meisten Thiere auf 4 Füssen gehen und laufen.

L. Sind denn nicht auch zweyfüßige?

Sch. Ja, die Vögel. Aber die haben gerade die wenigste Aehnlichkeit mit den Menschen

L. Ganz recht. Wir wollten aber auch Aehnlichkeiten aufsuchen, die zwischen allen Menschen und Thieren statt fänden. —
Nun gebt mir die Unähnlichkeiten an.

Sch. Der Mensch trägt seinen Leib aufrecht; die Thiere aber gehen gebückt auf 4 und 2 Füssen.

L. Gehen denn nicht manche Affenarten auch aufrecht?

Sch. Ja; aber nicht immer.

L. Ferner, Markus?

Sch. Der Mensch bringt seine Nahrungsmittel, die er genießen will, zum Munde. Hingegen die meisten Thiere bringen ihren Mund zu den Nahrungsmitteln.

L. Zum Beyspiel?

Sch. Die Küh, das Pferd, Hund u. a.

L. Fällt dir, Guenther, nicht Etwas unähnliches bey?

Sch. Viele Thiere sind mit Haaren, Federn, Schuppen, Schildern bedeckt, und vor der Kälte gesichert, aber der Mensch ist nackend.

L. Bist du denn jetzt nackend?

Sch. Nein; ich habe mich mit Kleidern bedeckt.

L. Die Thiere sind mit Wolle und Haaren u.

a. bedeckt,

a. bedeckt, und du mit Kleidern. Folglich ist es Etwas ähnliches? —

Sch. Nein, ich muß meine Kleider erst anziehen, sonst wäre ich nackend und die Thiere haben ihre Decken von der Natur erhalten; sie sind auf ihnen gewachsen.

L. Kannst du dich auf Etwas ähnliches besinnen?

Sch. Die Thiere können nur an gewissen Oertern auf der Erde leben; der Mensch hingegen überall.

L. Aber auch in Rücksicht der Nahrungsmittel ist Etwas unähnliches da?

Sch. Ja, der Mensch ernährt sich von sehr vielen Thieren und Pflanzen. Aber die Thiere haben gewöhnlich nicht mehr als Eine Art des Futters.

L. Kannst du mir hiervon einen Beweiß anführen?

Sch. Das Pferd ernährt sich größtentheils nur vom Grase und Heu. Auch etwas Hafer bekömmt es mannigmal.

L. Ihr gabt mir einige Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten an. Es sind noch mehrere Aehnlichkeiten vorhanden. Ich will nur einige berühren. Beide rühren von einem höchsten Wesen her; beide haben Empfindung, Leben. Und dieß muß euch, meine Kinder, abhalten, kein Thier zu quälen, wie viele Kinder thun, keinen Fuß oder Flügel auszureissen, oder aber einen Maikäfer an Fäden herum zu schleppen, oder einen Hund oder Katze

zumis-

zumißhandeln. Glaubt es mir, Kinder, je kleiner und zarter ein Thier ist, desto größer und stärker ist seine Empfindung, desto weher thut es ihm, wenn ihr es mißhandelt. Wollt ihr in Zukunft kein Thier selbst quälen und wo möglich nicht quälen lassen?

Alle Schüler:

Nein, wir wollen es nie zulassen.

Lehrer:

Werdet ihr eurem Versprechen treu bleiben, dann werdet ihr auch immer vernünftiger denken und handeln lernen.

Musterhaftes Beispiel, wie man Kindern schwere, abstrakte Begriffe faßlich und intressant machen soll.

Jedem das Seine!

Herr Albert machte mit seiner Familie einen Spatziergang. Indem sie durch das Dorf gingen, trafen sie auf ein Paar Bauerjungen, die sich balgten, rauften und prügelten. Hr. Albert brachte sie auseinander, und fragte, was sie vorhätten. Da erfuhr er denn, daß sie Brüder wären, und daß der Hader über ein Paar Aepfel entstanden sey. Ihre Mutter habe jedem zum Frühstück einen Apfel gegeben; zufälliger Weise erhielt der jüngere Bruder den größern und der ältere den kleinern Apfel. Indem sie nun zusammen auf die

Gasse

Gasse gingen, verlangte der ältere den größern Apfel, weil er selbst größer wäre; und da der jüngere Bruder ihn nicht hergeben wollte, fing der größere an Gewalt zu brauchen, Hr. Albert nahm den ältern auf die eine Seite, und redete ihn so an:

Sag mir einmal, wenn dir einer etwas schenkt, so ist es doch dein?

Ja.

Und was dein ist, darf dir doch wohl niemand nehmen?

Nein.

Hatte eure Mutter nicht jedem von euch einen Apfel geschenkt.

Ja.

Und wem hatte sie den größern gegeben.

Meinem Bruder.

Also war der größere Apfel doch sein und nicht dein?

Ja.

Warum unterstands du dich denn, ihm das zu nehmen, was sein war?

Ich dachte, weil ich größer wäre, müßte ich auch den größern Apfel haben.

So? also meintest du, weil du größer wärst als dein jüngerer Bruder, dürftest du ihm nehmen, was sein ist?

Ja; wenn ichs besser brauchen könnte.

Sag mir weiter. Bin ich nicht viel größer als du?

Ja.

Also so oft du einen Apfel hast, und ich keinen habe, darf ich dir ihn wegnehmen, wenn ich dazu Appetit habe? bloß weil ich größer bin, als du?

Der Junge ward roth, und fing anzustottern..

Siehst du nun, fuhr Hr. Albert fort, daß du ein böser Bube bist? Wenn dir einer, weil er größer wäre, als du, etwas von dem Deinen nehmen wollte, so würdest du über Unrecht schreien, und du schämst dich doch nicht, an deinem Bruder solches Unrecht auszuüben? Und du schämst dich nicht, gegen den Kleinern und Schwächern noch dazu Gewalt zu brauchen, bloß weil du mehr Kräfte hast, daß du ihn am Ende wohl bezwingen könntest? Wenn dich nun ein Stärkerer auf der Straße anfiele, und dich tüchtig ausprügelte, wäre das erlaubt? Und würdest du nicht über Gewalt und Unrecht schreien, wenn dir dies widerführe?

Freilich.

Du hast also an deinem Bruder ein doppeltes Unrecht begangen. Du hast ihm etwas, das sein war, nehmen wollen Das ist schon sehr arg. Du hast ihn durch Gewalt, durch die Stärke deiner Fäuste zwingen wollen, dir das Seinige zu überlassen, das ist noch ärger. Wie hast du also gehandelt, wie ein ehrlicher, rechtschaffener Mensch oder wie ein Bösewicht?

Wie ein Bösewicht.

Was einmal geschehen ist, ist nicht zu än-

dern. Aber was bist du deinem Bruder, den du so offenbar beleidigt hast, nun wol schuldig?

Ihm das Unrecht abzubitten.

Jetzt ging er gleich auf den jüngern zu, und bat ihn um Vergebung.

Das ist nun wol gut, fuhr Hr. Albert fort, aber es ist nicht genug. Was mußt du dir nun vorsetzen, wenns einmal wieder so käme, daß dein Bruder mehr hätte als du?

Ihm niemals wieder das Seinige zu nehmen.

Nun fing Hr. Albert zu dem kleinern an: du hast also nun deinen Apfel, und niemand wird ihn dir nehmen. Von wem hast du ihn bekommen?

Von meiner Mutter.

Hat dir ihn die Mutter aus Schuldigkeit gegeben, oder hättest du auch zufrieden seyn müssen, wenn du gar keinen Apfel bekommen hättest?

Schuldigkeit wars nicht.

Nun was war es denn?

Liebe und Güte.

Und das ist doch wol gut, wenn man einem etwas liebes und gutes erweisen kann, und thuts?

Ja.

Ist das auch schon Liebe und Güte, wenn du deinem Bruder das Seinige lässest?

Nein. Das ist Schuldigkeit.

Aber wenn du nun zu deinem Bruder sagtest: sieh, lieber Bruder, ich habe einen größern Apfel bekommen als du: wir wollen uns brüderlich thei-

len. Gieb du mir die Hälfte von dem kleinern, ich gebe dir die Hälfte von dem größern. Nicht wahr, das zeigte von dir eine brüderliche Liebe an?

Der Knabe antwortete nichts, holte aber geschwind sein Messer aus der Tasche schnitt den größern Apfel von einander, und gab seinem Bruder die Hälfte, der dann sogleich ihm wieder die Hälfte des seinigen gab.

Hr. Albert ging nun mit seiner Gesellschaft weiter. An dem größern Bauerknaben habt ihr ein Beispiel, wie leicht die Menschen geneigt sind, ihre größern Kräfte zur Ungerechtigkeit zu mißbrauchen. Der Hohe unterdrückt die Niedrigen; der Starke den Schwachen; der Reiche den Armen; der Kluge den Einfältigen. Aber jede ungerechte Handlung ist eine schändliche Handlung. Mancher denkt eine kleine Ungerechtigkeit könne man sich wohl erlauben; das könne wol so hingehn. Aber wenn ich mich nicht des kleinsten Unrechts enthalte, wo will ich mir alsdann die Gränze setzen? Wer sich nicht schämt, den Andern um einen Groschen zu betrügen, dem wird ein andermal auch ein Thaler eine Kleinigkeit scheinen, wenn er einen Andern darum betrügen kann. Wer sich nicht schämt, aus einem fremden Zimmer heimlich einen Bogen Papier mit wegzunehmen, der ist in Gefahr sich das Stehlen anzugewöhnen, und ein abscheulicher Dieb zu werden. Es hat berüchtigte Spitzbuben gegeben, die am Ende Straßenräuber und Mörder wurden, und die zu diesen Laster die

ersten Schritte thaten, indem sie als Knaben anfingen, den Obsthökern auf dem Markte Aepfel oder andre Früchte zu entwenden. Laßt also ja, meine Lieben, eure erste Sorge seyn, gegen jedermann gerecht zu handeln, niemanden zu beledigen, keinem Schaden zuzufügen. Und wenn ihr etwa aus Unvorsichtigkeit oder Uebereilung die große Pflicht der Gerechtigkeit verletzt hättet, so eilet, das Unrecht wieder gut zu machen, und ruhet nicht eher, bis ihr den Beleidigten wieder versöhnt habt.

Wie ist es aber möglich, daß Menschen sich so etwas verstatten können? fragte Ernestine.

Die Frage bringt Ihrem guten Herzen Ehre, liebes Mädchen. Es ist aber auch wircklich sehr nützlich, die Quellen der Ungerechtigkeit unter den Menschen aufzusuchen. Die unschuldigste von allen ist die Unwissenheit. Es giebt Menschen, die entweder so einfältig sind, daß sie manche Fälle des Unrechts nicht leicht von dem, was Recht ist, unterscheiden können; oder wenigstens so schlecht unterrichtet, daß sie ietzt, indem sie handeln, es nicht richtig nnterscheiden. Kleine Kinder sind in dem letztern Falle. Sie greiffen nach allem, was sie erreichen können, weil sie noch das Mein und Dein nicht unterscheiden, indem sie nicht darüber belehrt worden. Daher ist auch diese Belehrung eine der wichtigsten, mit der man nicht früh genug anfangen kann. Bey den Persern, einem vor Alters berühmten Volke, das ihr künftig näher werdet kennen ler-

nen,

nen, war eine vortreffliche Einrichtung. Es wurden da den Knaben in den Schulen einige Lehrstunden über alles, was zur Gerechtigkeit gehörte gegeben. Um sie darin desto besser zu unterrichten, mußte oft einer von den Knaben gleichsam den Richter machen. Es wurden ihm streitige Fälle vorgelegt und darüber mußte er entscheiden. Wenn er nun nach Recht nnd Gerechtigkeit geurtheilt hatte, so wurde er gelobt; wo nicht, so wurde er getadelt, oder gar bestraft. So gieng es einmal einem königlichen Prinzen. Es wurden ihm zwei Knaben vorgestellt, der eine von viel längerer Statur, als der andere. Der größere hatte einen kurzen Rock, der ihm kaum bis an die Knie reichte; der kleinere hingegen einen langen, der ihm fast auf dem Boden nachschleppte. Der größere hatte den kleinern zwingen wollen, mit ihm zu tauschen. Der kleine Prinz sollte nun über sie entscheiden. Da fiel ihm den ein, dem großen Knaben den langen Rock des kleinern zuzusprechen, weil sich der für ihn besser schickte. Hier wurde er aber von dem Aufseher der Schule als ein ungerechter Richter gezüchtigt, zugleich aber auch zurecht gewiesen. Es ist hier nicht die Frage, sagt der Aufseher, welcher Rock jedem besser passe oder anstehe; davon könnte die Rede seyn, wenn für jeden ein Rock bei einem Schneider bestellt wäre, und dieser dem kleinen Knaben den Rock zu lang, dem großen aber zu kurz gemacht hätte. Hier ist nur die Frage: wem gehört der lange Rock? wer kann ihn den seinigen

nennen?

nennen? — Der kleine Prinz hatte sich also hier geirrt, weil er noch nicht genugsam unterrichtet war. Er verwechselte die Schicklichkeit mit der Gerechtigkeit. So giebt es zuweilen erwachsene Leute, die aus Einfalt einen wirklichen Diebstahl begehn. Ein Kaufmann hatte einen noch sehr rohen und einfältigen Menschen als Bedienten angenommen: Er schickte ihn auf die Post, zu sehen, ob Briefe da wären. Der Bediente kam zurück und brachte einen, der sechzehn Groschen Postgeld kostete. Viel Geld, sagte der Kaufmann. Ja, sagte der Bediente, ich dachte es auch gleich daß uns die Leute auf der Post übersetzen wollten; ich steckte also heimlich noch ein paar Briefe ein, die bringe ich Ihnen hier, und so werden sie zusammen wohl sechszehn Groschen werth seyn. Da seht ihr ein Beispiel eines wirklichen Diebstahls aus bloßer lächerlicher Einfalt. Der Bediente sah nicht ein, daß ein Brief, der weit herkömmt, gar wohl sechzehn Groschen Postgeld betragen kann, ohne daß das Postamt den Empfänger zu übersetzen braucht. Er meinte es mit seinem Herrn recht gut, und wollte dessen Nutzen suchen; er bedachte aber nicht, daß es unrecht sey, iemandes Nutzen dadurch befördern zu wollen, daß man einem andern das Seinige nimmt. Dabey war noch das die lächerlichste Einfalt, daß er nicht einsah, die Briefe, die er mitnahm, könnten seinem Herrn zu gar nichts helfen. —

Aber eine weit häufiger vorkommende Quelle

der

der Ungerechtigkeit ist die Begierde der Menschen, etwas, das ihnen gefallt, zu haben, oder etwas, wonach sie lüstern sind, zu genießen. Nun ist es ganz wohl erlaubt, eine Sache in Besitz zu nehmen, oder auch zu genießen, wenn nur niemand dadurch in seinem Rechte gestört. Wer auf einer Landstraße eine silberne oder goldene Uhr findet darf sie behalten, wenn er nicht entdecken kann, wem sie gehört. Sobald er aber den rechtmäßigen Eigenthümer entdeckt, der sie verlohren hat, ist er schuldig, sie herauszugeben. Er darf nun nicht sagen: es ist doch gar eine schöne Uhr; ich möchte gar zu gern so eine schöne Uhr haben, also will ich sie behalten. Er muß vielmehr zu sich selbst sagen: die Uhr ist recht schön; aber sie ist nicht mein; also bin ich schuldig, sie ihrem Eigenthümer zuruckzugeben.

Es ist daher sehr wichtig, daß Kinder sich in Zeiten gewöhnen, bei leckerhaften Speisen oder Getränken sich des Naschens zu enthalten. Es ist schon unanständig, seine Gierde nicht so bezwingen zu können, daß man von einer Speise heimlich nascht ehe sie herumgegeben und einem angeboten wird. Aber es ist auch wircklich schon der Weg zum Diebstahl. Ich entsinne mich hiebei eines kleinen Vorfalls, der sich bei einem auf dem Lande zutrug. Es war ein Amtmann, der eine große Wirthschaft hatte. Diesen besuchte ein junges Frauenzimmer, die eine Verwandte seiner Frau war. Den Nachmittag wurde Kaffee aufgetragen. Es fiel etwas vor, daß

Herr

Herr und Frau herausgeruffen wurde, und die Jungfer Muhme blieb allein im Zimmer. Die Zeit währte ihr zu lange, bis die Frau vom Hause wieder herein kam, und sie mochte der Lüsternheit nicht widerstehen, sich indeß eine Tasse Kaffee einzuschenken. Indem sie nun die Tasse an den Mund bringen wollte, sprang plötzlich der große Hund, der bisher ruhig am Ofen gelegen hatte, auf sie zu, und faßte sie beim Aermel ihres Kleides, doch ohne sie zu beißen. Sobald sie aber Miene machte, die Tasse Kaffee trinken, oder wieder auf den Tisch setzen zu wollen, fing der Hund so grimmig an zu knurren, daß ihr angst und bange wurde. Sie mußte also mit der Tasse in der Hand so lange stehen bleiben, bis die Frau des Amtsmanns wieder herein kam, und sie von dem Hund losmachte, der darauf abgerichtet war, daß kein Fremder, der allein im Zimmer war, etwas anrühren durfte, ohne das er ihn anpackte und fest hielt. Freilich war eine Tasse Kaffee, verstohlner Weise getrunken, eine Kleinigkeit; indeß mußte sich die Jungfer doch ihrer Lüsternheit schämen, und den Schrecken hatte sie obendrein. Man kann auch nicht wissen, was selbst die kleinste Unehrlichkeit für Folgen haben kann. Eben der Rousseau, von dem ihr die Geschichte seines Wagestücks, im Finstern in die Kirche zu gehn, gehört habt, bestätigt dies durch sein Beispiel. Er wär eine Zeitlang in einem herrschaftlichen Hause Bedienter. Da fiel es ihm ein, ein seidenes Band heimlich wegzunehmen, daß er Lust hatte der Köchin der Herrschaft zu schencken.

Man

Man fand das Band bey ihm, und fragt, wo er es her hätte. Um der Beschämung auszuweichen, erlaubte er sich die Bosheit, das Mädchen zu belügen, und zu sagen, er habe es von ihr erhalten. Man stellte das Mädchen mit ihm zusammen, und ungeachtet diese ihre Unschuld betheuerte und ihn aufs beweglichste bat, sie doch nicht durch so eine Verläumdung zu schänden und unglücklich zu machen, so war doch Rousseau nun verhärtet und unverschämt genug, fest auf seiner Aussage zu bestehn. Da man also nicht herausbringen konnte, wer der Schuldige wäre, so wurden sie beide ihres Dienstes entlassen. Rousseau aber fühlte über diese schlechte und unwürdige That hinterdrein die quälendsten Gewissensbisse. Laßt euch also, meine Lieben, das zur Regel dienen, daß wir die Gerechtigkeit gegen andere niemals verletzen dürfen. Es ist schändlich und abscheulich, jemanden boshafterweise an seiner Gesundheit zu schaden, oder ihm Schmerz und Verletzung an seinen Körper zuzufügen. Es ist schändlich und abscheulich, jemanden das Seinige zu entwenden. Kein rechtschaffener und vernünftiger Mensch wird sich, so lange er nicht seine Rechtschaffenheit und Vernunft verläugnet, einer solchen Handlung schuldig machen. Eben so schändlich und abscheulich ist es, jemanden zu betrügen, oder ihn vorsätzlicher Weise dadurch in Schaden zu bringen, daß man ihm etwas verspricht, was man nicht zu halten gedenkt. Alle solche Handlungen laufen der Gerechtigkeit zuwieder, von der man in keinem Falle abweichen soll. Besonders

müßt

müßt ihr euch in Acht nehmen, daß, wenn ihr künftig Geschichten von listigen Betrügern oder Dieben leset, ihr nicht zu viel Gefallen an der List und Klugheit traget, womit solche Bösewichter ihre schlechten und nichtswürdigen Handlungen ausgeführt haben. Man kann zuweilen wohl die Klugheit eines Bösewichts bewundern; denn Klugheit, Witz, Verstand, sind immer etwas achtungswerthes, aber man muß nur darüber nicht vergessen, den schlechten Gebrauch, den der Bösewicht von seiner Klugheit macht, zu verabscheuen. Man kann zuweilen über die Einfalt lachen, welche sich hat betrügen laßen; oder über den sinnreichen Einfall eines Betrügers, den er anwandte um den andern zu überlisten; aber nie muß einen ehrlichen Mann die geringste Lust anwandeln, die Arglist eines Betrügers nachzuahmen. Das einzige, was man aus solchen Geschichten lernen muß, ist Vorsichtigkeit und Klugheit, um sich gegen Betrug und Uiberlistung sicher zu setzen.

Was für ein Unterschied zwischen der Denkungsart eines ehrlichen Mannes und des Ungerechten sei, hat Gellert in folgender Erzählung sehr rührend dargestellt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,

Bat

Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch dieses Mal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitte ein.
Sogleich aufs erste Wort? — Ach nein.
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen,
Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweimal nach der Thüre gehn;
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fing er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs pro Cent zehn Thaler vorzuschießen
Und dies pro Cent zog er gleich ab.

Indeß daß noch der Reiche zählte,
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm am Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.

Ihr

Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholtenmalen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen.
Amynt dort hats gehört.“ — Und eilends ging der Mann.
Amynt, fing drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen,
So könnt ihr mir ja zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dies würde mir ein ewger Vorwurf seyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht als Zeuge kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller euer Noth.

Herr, sprach Amynt, ich habe seit zwei Tagen
Für meine Kinder nicht satt Brod.
Sie werden über Hunger klagen,
Sobald sie mich nur wieder sehn:
Es wird mir an die Seele gehn.

Die

Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen,
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn. —

Der Reiche wird hier zuerst als ein hartherziger, gefühlloser Mann vorgestellt; der auch nicht den kleinsten Gewinn fahren lassen will, um einen Armen zu unterstützen. Er könnte ihm leicht die wenigen Thaler ohne Zinsen leihn: statt dessen nimmt er sechs pro Cent, das heißt, sechs von hundert Thaler Zinsen, welches zwar noch eine erlaubte, aber doch schon ziemlich hohe Zinse ist. Indeß, obgleich der Reiche sich hier als einen harten, ungütigen und unbilligen Mann zeigte, so kann man doch nicht sagen, daß er damit eine Ungerechtigkeit beging. Denn niemand kann den andern zwingen, ihm etwas zu schenken, oder zu leihen: niemand hat ein Recht, von dem andern ein Geschenk oder Darlehn zu fordern. Aber daß der Reiche dem Handwerksmann den ihm schuldigen Lohn vorenthielt, war eine offenbare Ungerechtigkeit: denn dadurch entzog er ihm das, was Sein war. Daß er ihn einen Schelm, einen Dieb nannte, war wieder eine Beleidigung und eben so ungerecht. Er kränkte ihn dadurch an der Ehre seines ehrlichen Namens. Man kann zwar nicht eine jede Ehre von einem andern als eine Schuldigkeit fordern. Als z. B. man kann einen andern nicht zwingen, daß er uns wegen unsrer Schön=

Schönheit, oder Gelehrsamkeit, oder wegen unsres Witzes, unsrer Verdienste, lobe. Denn hier ist das Urtheil bei verschiedenen Menschen sehr verschieden; es läßt sich darüber kein gewisser Maaßstab festsetzen, wonach man einen Menschen durchaus für so und so schön, so und so gelehrt halten müßte. Wenn ich aber jemanden einen Betrüger, einen Dieb, einen Mörder nenne, so muß ich entweder ihn durch einen klaren Beweis überführen, daß er wirklich jemanden betrogen, bestohlen, oder ermordet habe; oder ich störe ihn in dem gerechten Besitze seines ehrlichen Namens, von dem oft ein großer Theil seines Glücks abhängt. Wer würde z. B. gern bei einem Handwerksmann arbeiten lassen, von dem er gewiß wüßte, daß er ein Schelm, ein Dieb sey? Eine Lüge, die des Andern ehrlichen Namen angreift, nennt man eine Verläumdung. Und obgleich ein braver Mann gar nicht Ursach hat, gegen jeden Tadel empfindlich zu seyn, oder sich dagegen zu vertheidigen; so ist doch der ehrliche Mann selten in dem Falle, daß er eine Verläumdung auf sich sitzen lassen könnte, wie man es nennt; das heißt, daß er den Verläumder, wenn er ihn erfährt, nicht deshalb vor Gericht fodern und ihn zwingen müßte zu wiederrufen, und sich sonst der Strafe, die auf solche Beleidigung gesetzt ist, zu unterwerfen.

Der reiche Mann handelte ferner sehr schlecht und niederträchtig, daß er den ehrlichen Amtmann verführen wollte, ein falsches Zeugniß abzulegen.

Wenn

Wenn man jemanden durch Geschenke oder Gefälligkeiten verleitet, eine unrechte Handlung zu begehn, so nennt man das bestechen. Man besticht einen Richter, um ein ungerechtes Urtheil zu seinem Vortheile von ihm zu erhalten. Man besticht einen Zeugen, um ihn zu bewegen, ein falsches Zeugniß uns zu Gunsten abzulegen. Beide handeln ungerecht und als schlechte unwürdige Menschen, so wohl der, welcher einen bestechen will, als der welcher sich bestechen läßt. Der rechtschaffene Mann bleibt immer unbestechlich. Ein solcher unbestechlicher Mann war der arme Amynt in Gellerts Erzählung. Er wollte lieber Gefahr laufen, aus seiner Hütte geworfen zu werden und mit seinen Kindern Hunger und Kummer zu leiden, als ein einziges falsches Zeugniß ablegen. Das war ein braver, ein edler, ein rechtschaffner Mann. Der Reiche aber war ein niederträchtiger Schurke. Haltet also, meine Lieben, in allen Fällen Wahrheit und Gerechtigkeit heilig! Wie viel besser ists, wenn der gerechte Mann, gesetzt, daß er auch über seine Gerechtigkeit Nothleiden müßte, zu sich sagen kann: Es geht dir zwar übel, aber du verdienst es nicht; du bist ein ehrlicher Mann: als wenn der Ungerechte mitten in den glücklichsten Umständen sich heimlich gestehn muß: Es geht dir zwar sehrwohl, aber du wärst werth, daß es dir sehr übel ginge, denn du bist doch ein schlechter Mensch, ein Uebelthäter, ein Bösewicht!

A. Ihr habt heute die schöne Gellertsche Erzählung von dem rechtschaffenen Amynt und dem ungerechten und schlechtdenkenden Reichen Manne gehört.

Der Mann beging die doppelte Ungerechtigkeit, einem Handwerksmanne seinen verdienten Lohn vorzuenthalten, und ihn noch dazu einen Schelm und einen Dieb zu schelten. Sagt mir doch, konnte denn der reiche Mann den Handwerksmann nicht bezahlen?

Karl. O ja, er hatte Geld genug.

A. Warum bezahlte er ihn denn nicht?

A. Wenn nun aber, indem er im Begriff stand, den Handwerksmann zu bezahlen, all sein Geld auf einmal verschwunden wäre; hätte es dann an ihm gelegen, Ferdinand, daß der Handwerksmann nicht wäre bezahlt worden?

F. Nein; dann hätte er nicht bezahlen können.

A. Und hätte es ihm in solchem Falle wol frei gestanden, ob er ihm das Geld schuldig bleiben wollte, oder nicht?

F. Nein alsdann konnte er nicht anders, er mußte ihm schuldig bleiben.

A. Was man nun schlechterdings thun muß, ist das nothwendig oder freigelassen?

F. Es ist nothwendig

A. Wenn jemand über einen langen Steg geht, und der Steg bricht, indem er mitten drauf ist, unter ihm ein, steht es alsdann in des Menschen Belieben, sich aufrecht zu erhalten, oder muß er fallen? Was meinen Sie, Ernestine?

Ernest Er muß fallen.

A. Und ist das nicht eben so viel gesagt, als das Fallen ist hier eine nothwendige Ereigniß, es ist unvermeidlich?

E. Ja.

A. Eine solche Regel, wonach etwas in der Natur so eingerichtet ist, daß es gerade so und nicht anders erfolgen muß, heißt ein Naturgesetz. Nach was für einem Gesetze erfolgt also das Fallen der Körper, wenn sie nicht unterstützt werden?

E. Nach einem Naturgesetze.

A. Was meinen Sie, Malchen, leben die Menschen und die Thiere ewig?

Malchen. Nein, sie sterben alle, bald früher, bald später,

A. Steht es denn nicht manchem Menschen frei, sein Leben so lange zu verlängern, als er will?

M. Nein sie müssen alle sterben.

A. Müssen! das heißt also wieder, der Tod ist für alle Menschen und Thiere ein nothwendiges Ereigniß?

M. Ja.

A. Und nun, Wilhelm, diese Nothwendigkeit, woraus entspringt sie?

W. Aus einem Naturgesetze.

A. Sind denn alle Handlungen des Menschen nothwendig, Anton?

A. Nein.

A. Ist nicht vieles dem Menschen frei gelassen, so daß er eine Handlung thun oder lassen kann, wie er will? A. Ja. A.

A. Steht es denn dem Menschen frei, zu leben, ohne Nahrungsmittel zu sich zu nehmen?

A. Nein, wenn er leben will, so muß er auch essen.

A. Aber muß er gerade Fleisch essen?

A. Nein; es steht ihm frei, auch von Brod oder von Gemüse zu leben.

A. Muß er des Tages viermal essen? oder kann er sich mit einer Mahlzeit begnügen?

A. Es steht ihm frei, des Tages auch nur eine Mahlzeit zu halten.

A. Handlungen, die der Mensch nach Belieben thun oder lassen kann, nennen wir freie Handlungen. Diese sind also nicht nothwendig, Ernst?

E. Nein.

A. Sie sind also auch durch kein Naturgesetz bestimmt?

E. Nein.

A. Wenn nun der Mensch keine Nahrungsmittel zu sich nehmen wollte, kann er alsdann machen, daß ihn nicht hungert, Fritz?

F. Nein, den Hunger muß er leiden.

A. Nach was für einem Gesetze erfolgt also der Hunger?

F. Nach einem Naturgesetze.

A. Steht es aber dem Menschen nicht frei, wenn er Hunger leiden will, das Essen zu unter lassen?

F. Ja.

A. Essen ist also eine freie Handlung des Menschen?

 F. Ja.

F. Ja.

A. Also ist sie auch nicht nothwendig.

F. Nein.

A. Aber wenn nun die nothwendigen Hanlungen durch das Naturgesetz bestimmt werden, gibt es denn nicht auch ein Gesetz für die frein Handlungen? Was meinen Sie, Junker?

Karl. Ich weiß nicht.

A. Sagen Sie mir denn also, ob jemand seine Schulden bezahlt, oder nicht bezahlt, das steht ihm doch wohl frei?

K. Ja.

A. Aber ist denn auch eins so recht, als das andere?

K. Nein.

A. Und also ist er doch wohl zu dem einen verbunden und zu dem andern nicht?

K. Ja, er ist verbunden, seine Schulden zu bezahlen.

A. Ist das nicht eben so viel, als er soll sie bezahlen.

K. Ja.

A. Ist es denn aber einerley, ob ich sage: es muß einer seine Schulden bezahlen, oder er soll sie bezahlen?

K. Nein.

A. Was drückt denn das Wort müssen aus?

K. Eine Nothwendigkeit.

A. Und das Wort Sollen?

K. Eine Schuldigkeit.

A. Wenn nun die Nothwendigkeit oder das Müssen seine Gesetze hat, die wir Naturgesetze nennen,

nennen, ist nicht zu vermuthen, daß die Schuldigkeit oder das Sollen auch seine Gesetze habe?

K. Das kann wohl nicht anders seyn, denn wonach sollte man sich sonst richten, wenn man etwas thun soll?

A. Ganz recht. Man nennt aber die Gesetze, wodurch bestimmt wird, was man thun soll, die Sittengesetze, wodurch bestimmt wird, was in einem gewissen Falle geschehen muß. Also wenn es heißt: Alle Menschen müssen sterben alle Körper müssen fallen, wenn sie nicht unterstützt werden, so sind dies Naturgesetze. Wenn es aber heißt. Du sollst niemanden tödten; du sollst niemanden betrügen, so sind das Sittengesetze. Wenn dem armen Amynt und seinen Kindern niemand zu Hülfe gekommen wäre, und sie hätten verhungern müssen, so wäre ihr Tod nach dem Naturgesetz erfolgt. Daß aber der ehrliche Amynt sich entschloß, lieber mit seinen Kindern zu verhungern, als ein falsches Zeugniß abzulegen; das war die Wirkung seiner Achtung für das Sittengesetz. Nun, was dünkt Ihnen, Ernestine, folgt daraus, daß die Menschen etwas thun sollen, auch immer, daß sie es thun wollen, oder wirklich thun?

Ernestine. O nein. Sie thun vielmehr oft gerade das Gegentheil von dem, was sie thun sollen.

A. Das Sittengesetz hebt also die Freiheit des

Men-

Menschen nicht auf. Es sagt nur, wie in jedem Falle zu handeln sei, wenn er gut handeln wolle. Aber wenn das Sittengesetz nun sagt: Du sollst etwas thun; folgt daraus wohl, daß man es auch kann?

Was meinen Sie, Karl?

Karl. Ich sollte es denken. Denn es kann ja niemand etwas befohlen werden, was ihm zu thun ganz unmöglich ist.

A. Könnte es wohl ein Sittengesetz geben: Der Mensch soll fliegen?

K. Nimmermehr. Es wäre ja lächerlich, so etwas als ein Gesetz nur zu denken.

A. Ist es also wohl ein Sittengesetz: Du sollst alles, was du versprichst, pünktlich halten?

K. Ja.

A. Kann man den sein Versprechen in allen Fällen halten?

K. Ich sollte es denken.

A. Setzen Sie, ein Mahler hat versprochen, in acht Tagen ein gewisses Porträt fertig zu liefern, allein den dritten Tag nach dem Versprechen würden ihm beide Hände abgeschossen; kann er nun sein Versprechen halten?

K. Freilich nicht.

A. Kann es denn also ein Sittengesetz geben, das so lautet: Du sollst jedes Versprechen halten, auch wenn es dir ohne deine Schuld unmöglich wird, es zu halten?

K. Nein,

K. Nein, das wäre ungereimt.

A. Also kann es auch kein Gesetz geben, das so lautet: Du sollst schlechterdings jedes Versprechen halten Wie aber? könnte das Sittengesetz nicht also lauten: Du sollst nichts versprechen, was du nicht zu halten gedenkst?

K. Ja. Denn das steht allemal in des Menschen Macht.

A. Oder könnte es nicht ein Sittengesetz seyn: Du sollst nichts versprechen, wovon du schon voraussiehst, daß du es nicht halten kannst?

K. Auch das.

A. Oder könnte nicht auch diese Vorschrift ein Sittengesetz seyn: Du sollst dich nicht muthwillig um die Kräfte bringen, dein Versprechen zuhalten?

K. Sehr gut.

A. Wenn jemand von einem amdern eine Summe Geld borgt, mit dem Versprechen, sie übers Jahr wieder zu bezahlen, was er bei einer ordentlichen Wirthschaft gar wohl gekonnt hätte; wenn er denn aber nicht nur dieses geborgte Geld ausgiebt, sondern auch alles andre Einkommen durchbringt, statt so viel zurückzulegen, als zu Bezahlung seiner Schuld nöthig wäre, kann der wohl nach Jahresfrist sagen: Ich bin nicht schuldig zu bezahlen, denn ich kann nicht?

K. Nein. Denn er hat sich erst selbst muthwilliger Weise in die Umstände gesezt, daß er nicht kann.

A. Ganz recht. Kauf- und Handelsleute, wenn sie

sie auch noch so reich sind, können doch gar nicht vermeiden, daß sie vielen andern immer etwas schuldig sind, das nicht gleich auf der Stelle bezahlt wird. Nun kann der reichste und ehrlichste Kaufmann durch große und plötzliche Unglücksfälle so weit kommen., daß er mit aller seiner noch übrigen Haabe doch lange nicht alles, was er schuldig ist bezahlen kann. Von einem Kaufmann nun, der gestehn und erklären muß, daß er nicht bezahlen kann, sagt man, er mache einen Bankerott. Da macht man aber einen großen Unterschied zwischen einen ehrlichen und muthwilligen Bankerottir. Das Sitten gesetz kann also nicht zu einem Kaufmann sagen, du sollst nie bankerott werden; wohl aber: du sollst nicht so wirthschaften, daß du bankrott werden mußt. Merket nun ferner, meine Lieben, daß wir uns in keinem Falle eine Ungerechtigkeit erlauben dürfen, auch wenn wir sonst glaubten, dabei oder dadurch noch so viel Gutes stiften zu können.

Darf ich wohl einen Reichen, dem es etwa ganz gleichviel seyn könnte, ob er hundert Thaler mehr oder weniger in Vermögen hätte, um hundert Thaler betrügen, oder ihm heimlich hundert Thaler entwenden, damit ich dieses Geld an Arme und Nothleidende verschenken könnte.

K. Nein.

A. Man soll zwar den Armen und Nothleidenden

den beistehn, so viel man kann; aber man soll nie Böses thun, damit Gutes daraus komme. Ein Betrug, ein Diebstahl, den man mit Wissen und Willen begeht, ist aber allemal etwas böses.

Daher ist es nicht einmal erlaubt, zu stehlen, um sein Leben zu erhalten. Es wird zwar gewiß nicht leicht ein noch so armer Mensch in den Fall kommen, daß er entweder verhungern, oder stehlen müßte. Und gesetzt, daß er auf der Stelle ganz ohne seine Schuld verhungern müßte, wenn er nicht z. B. einem Becker ein Brod stöhle, um sich davon satt zu essen, so könnte man wohl einen solchen Unglücklichen bedauern, und sein Verbrechen ihm nicht so hoch anrechnen, aber rechtfertigen ließ es sich doch nimmermehr. Wer es für erlaubt hält, zu stehlen, um nicht verhungern zu müssen, wird es auch für erlaubt halten, zu stehlen, um sich die Mittel der Kur einer Krankheit zu verschaffen; und wenn er das für erlaubt hält, so kann er ein andermal es für sehr erlaubt halten, einem Reichen eine Summe Geld zu entwenden, damit er eine Zeitlang dafür eben so gut essen, eben so guten Wein trinken könne, als der Reiche.

Wollt ihr nun, meine Kinder, in jedem Falle wissen, ob ihr gerecht oder ungerecht handeln würdet, wenn ihr dies oder jenes unternehmen wolltet, so untersucht bey euch selbst, ob durch eure Hand-

lung

lung nicht das Eigenthum eines andern gekränkt oder wider seinen Willen geschmälert wird.

Gesetzt, es findet jemand von euch auf der Straße eine Geldbörse. Es ist ihm nicht nur erlaubt, sondern es ist so gar seine Schuldigkeit, die Börse aufzuheben, und das Geld nachzuzählen. Da er aber als ein ehrlicher Mann wünschen muß, daß die Börse demjenigen wieder zugestellt werde, der sie verloren hat, so ist er verpflichtet, es, so gut als er kann, bekannt zu machen, daß er in der und der Gegend eine Börse mit Geld gefunden habe. Mehr davon anzugeben, wäre wider die Klugheit: denn es könnte sich leicht ein Betrüger finden, der sich die zu viel gegebenen Nachrichten zu Nutzen machte, und den Geldbeutel als den seinigen zurückfoderte. Kömmt nun aber jemand, der die Farbe des Beutels den Stoff, woraus er gemacht worden, die Summe des Geldes wenigstens ungefähr, oder auch die Geldsorten angeben kann, welche in dem Beutel enthalten waren, so kann sich der Finder überzeugt halten, daß dieser der wahre Eigenthümer sey und so ist er schuldig, den Beutel herauszugeben. Wollte nun aber der Finder so denken: Was ich finde, ist mein; so müßte er auch so denken: Wer etwas verliert, der hat seinem Eigenthume daran entsagt. Daß dies aber ganz falsch ist, kann ein jeder von euch leicht einsehen. Wie viele Menschen, die etwas verlieren, geben sich alle Mühe, es wieder zu bekom-

kommen. Die machen ihren Verlust in den Zeitungen bekannt; sie versprechen dem Finder eine Belohnung. Also wenn ich gewiß wissen wollte, daß das was ich auf der Straße finde, nicht das Eigenthum eines andern sei, so müßte ich gewiß wissen, daß es der Eigenthümer nicht unwissender Weise verloren, sondern daß er es absichtlich weggeworfen, damit es behalten möchte, wer es fände. Dieses kann ich aber ohne Erklärung des Eigenthümers nicht wissen. Also darf ich mir auch das Gefundene nicht als mein Eigenthum anmaßen, bis nach allen Anstalten, die ich getroffen habe, um den Eigenthümer zu erfahren, sich doch niemand dazu meldet

Es giebt Leute, die zwar sich vor jeder Ungerechtigkeit in Acht nehmen, so lange sie vermuthen, daß ihre ungerechte Handlung bekannt werden möchte; entweder weil sie sich vor der Schande, oder vor der Bestrafung fürchten. Sobald sie aber merken, daß ihre Ungerechtigkeit verborgen und unbekannt bleiben werde, so scheuen sie sich auch nicht im mindesten, sie zu begehen. Das sind nun nichts desto weniger nichts würdige Menschen, wenn sie gleich in vielen Fällen das Unrecht unterlassen. Nicht die Schande, sondern die Schändlichkeit einer ungerechten Handlung, nicht ihre Strafe sondern ihre Strafwürdigkeit muß uns bewegen, sie zu unterlassen.

Es ist zuweilen der Fall, daß jemand einem andern eine Summe Geld, oder eine Sache von Werth, z. E. Silberzeug, übergibt und ihn bittet, es ihm so lange zu verwahren und aufheben, bis er es zurückfodern werde. So was nennt man ein anvertrautes Pfand, oder ein Depositum. Zuweilen setzt der Besitzer noch hinzu, der ein solches Pfand bei einem Freunde niederlegt, daß wenn er, der Besitzer, indeß sterben sollte, der Freund das Pfand als sein Eigenthum betrachten könne, indem er es ihm auf solchen Fall wolle geschenkt haben. Ist nun dieses geschehen so sündigt der Inhaber des Depositums nicht, wenn er es nach dem Tode des Eigenthümers an sich behält. Sonst aber ist er als ein ehrlicher Mann verbunden, den Erben des Besitzers, das heißt, denjenigen, die nach seinem Tode seine Güter als rechtmäßiges Eigenthum überkommen, das Gut, was er von ihm in seinen Händen hat, anzuzeigen; gesetzt daß es auch nie heraus kommen könnte, wenn er es zurückbehielte.

Um nun sich zu der strengsten Achtung gegen das Gesetz der Gerechtigkeit zu gewöhnen, muß man auch selbst im Spiele keine Ungerechtigkeit begehen. Es giebt Menschen, die beim Kartenspiel, so lange als um ein gewisses Geld gespielt wird, alle Ehrlichkeit beobachten. Sobald aber blos zum Vergnügen gespielt wird, glauben

sie

sie, sei nichts daran gelegen, wenn sie auch manchen Betrug, manchen kleinen Kniff gegen die Regeln des Spiels sich erlauben, Sie könnten sich aber leicht überzeugen, daß es unrecht sei, wenn sie bedenken wollten, daß, falls jeder ihrer Mitspieler sich eben dieses erlauben wollte, das Spiel gar nicht bestehen könnte. Sie wollen sich also, wo jeder gleiche Rechte hat, etwas herausnehmen, was sie doch keinem andern gestatten; sie thun dies noch dazu ohne Vorbewußt der andern; es ist also ein wahrer Betrug, auf den nur in einer kleinen Sache nicht viel ankömmt. Wenn es aber nun auch sonst nichts zu bedeuten hätte, so wäre es doch immer gefährlich, sich selbst in einem Spiele, wobei gar kein Gewinn und Verlust ist, dergleichen Kniffe zu gestatten. Der Mensch macht sich leicht etwas zur Gewohnheit, was er oft wiederholt; und es hält hernach schwer, einem solchen Hange zu widerstehen. Warum wollte man also die Ehrlichkeit nicht auch selbst im Spiele, selbst in den geringsten Kleinigkeiten beobachten; und sich der Gefahr aussetzen, durch öfters wiederholte kleine Betrügereien nach und nach einen Geschmack am Betruge zu gewinnen, die Achtung gegen dit strenge Gerechtigkeit zu verlieren, und sich so mit den Nichtswürdigsten aller Menschen in Eine Klasse zu stellen?

Eben deswegen aber, weil jede Ungerechtigkeit den Menschen, der sie wissentlich begeht, so

nichts-

nichtswürdig macht, muß man sich auch hüten, jemanden ohne die größte Gewißheit eines Diebstahls, eines Betrugs, oder ähnlicher Vergehungen gegen die Gerechtigkeit zu beschuldigen. Man muß jeden öffentlich als einen ehrlichen Mann behandeln; so lange bis das Gegentheil erwiesen ist. So vernünftig und gerecht handelte die Herrschaft, bei der Rousseau Bedienter war. Sie konnte nicht heraus bringen, wer von beiden, ob der Bediente, oder das Dienstmädchen, das Band entwendet hatte. Einer von beiden mußte es gethan haben. Dennoch sagte sie keinem von beiden es auf den Kopf zu, sondern sie entließ sie nur in der Ungewißheit, worinn sie sich befand, beide ihrer Dienste. Daran that sie keinem von beiden ein Unrecht. Denn Herrschaften können eben so gut ihrem Gesinde, als das Gesinde ihrer Herrschaft, den Dienst aufsagen, wenn es ihnen nicht länger gefällt länger den geschloßnen Vertrag fortzusetzen. Aber wenn man gleich niemanden, ohne Beweis für sich zu haben, einer Ungerechtigkeit beschuldigen muß, so fodert doch die Klugheit, sich besonders bei Personen, die man noch nicht kennt, auf alle Weise vorzusehen, daß man nicht durch Arglist hintergangen oder betrogen werde. Damit thut man solchen Personen gar kein Unrecht: man behauptet damit nicht, daß sie wirklich betrügerische Gesinnungen hegen; man stellt sich nur den Fall als möglich vor, und setzt sich dagegen in Sicherheit.

heit. Damit ihr seht, was hier für ein Unterschied zwischen ungerechtem Verdacht, und kluger Vorsichtigkeit sei, will ich euch einen wirklichen Fall aus der Geschichte einer Betrügerin erzählen, die es so weit trieb, daß sie endlich zeitlebens ins Zuchthaus kam. Auf einem gewissen Dorfe lebte ein Amtmann, der die Tochter eines angesehenen Mannes aus der benachbarten Stadt zu heirathen im Begriff stand, und deshalb auf einige Tage dorthin, wo die Hochzeit gehalten werden sollte, verreiset war. Die Betrügerin, die alle diese Umstände ausgekundschaftet hatte, ging zu der Haushälterin des Amtmanns, und gab sich für die Schwester seiner Braut aus. Mein Schwager, sagte sie wird in einigen Tagen mit seiner jungen Frau und ihren Aeltern hier anlangen, und läßt Ihnen sagen, sie möchten nur alles hübsch zu ihrem Empfange in Bereitschaft halten. Mir hat er aufgetragen, in die nächste Stadt zu gehen, und Lebensmittel einzukaufen, und dazu sollen Sie mir von dem Gelde, was Ihnen mein Schwager zurückgelassen, so viel geben, als etwa nöthig seyn wird. Mein Ausgabegeld, sagte die Haushälterin, besteht etwa noch in 24 Rthlrn. — Gut, so geben Sie mir davon 20 Rthlr. mit. Auf den Abend bin ich wieder hier. — Die Haushälterin gab ihr dieses Geld. Nun ging die Betrügerin noch zu einer reichen Bauersfrau im Dorfe.

Dieser

Dieser sagte sie eben die Lüge vor; brachte aber noch einen Gruß von der Haushälterin, von der sie wußte, daß es ihre gute Freundin sey, und sagte: Mein Bruder hatte mir gesagt, ich sollte mir von der Haushälterin 36 Rthlr. zum Einkaufe der Waaren geben lassen; sie hat mir aber nur 20. Rthlr. geben können. Also schickt sie mich her an Sie, und läßt Sie bitten, mir doch die noch fehlenden 16 Rthlr. zu geben. Die Bauersfrau gab sie ihr wirklich; und damit ging die Betrügerin fort, und ließ sich nicht wieder im Dorfe sehen. Nun sagt mir einmal, was hättet ihr wol an der Stelle der Haushälterin gethan, um diesem Betruge zu entgehen?

Karl. Ich hätte gesagt: liebe Mamsell, Sie werden mir nicht ungütig nehmen, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Woran soll ich denn erkennen, daß sie die Schwester von des Herrn Amtmanns Braut sind? Hat er Ihnen denn nicht ein Paar Zeilen mitgegeben?

A. Wohl.

Ernestine. Ich hätte gesagt: Aber liebe Mamsell, Sie werden sich doch nicht selbst bemühen, nach der Stadt zu gehen, und die Waaren einzukaufen. Sagen Sie mir nur, was der Hr. Amtmann verlangt, ich wills alles schon aufs beste besorgen.

A. So hätte sie freilich noch immer ohne Noth

die

die Waaren gekauft, indessen aber doch das Geld nicht gerade zu verloren.

Fritz. Oder ich hätte ihr einen sichern Menschen zum Begleiter nach der Stadt mitgegeben, der alles was sie eingekauft hätte, bezahlt, und in Empfang genommen hätte.

A. Das hätte vielleicht die Wirkung gehabt, daß die Betrügerin, um nicht den Weg vergeblich zu machen, davon geschlichen, und so die Haushälterin ohne Schaden abgekommen wäre. Nun, eure Vorschläge sind alle nicht übel. Am sichersten wäre aber doch die Haushälterin nach Karls Vorschlage zu Werke gegangen. Sie konnte ja leicht denken, daß der Amtmann nicht ohne einen Brief eine ihr unbekannte Person an sie abschicken würde. Es war ja auch sehr unwahrscheinlich, daß er seiner Braut Schwester von der Hochzeit wegschicken, und sie zu dem Dienste einer Schaffnerin gebrauchen würde. Und gesetzt, sie wäre wirklich das gewesen, wofür sie sich aus gab, so konnte der Amtmann, da er ihr kein Schreiben mit gegeben, es der Haushälterin nicht verdenken, wenn sie kein Geld heraus gab.

Die Bauersfrau handelte fast noch einfältiger als die Haushälterin; sie durfte ja nur die Fremde niedersetzen lassen, und indeß sie that, als ob sie das Geld hohlen wollte, durfte sie ja nur bei der Haushälterin anfragen lassen, ob denn die

Sache ihre Richtigkeit hätte, so wäre sie vor dem Betruge gesichert, und der Haushälterin behülflich gewesen, daß ihr bereits betrügerischer Weise abgelockte Geld wieder zu erhalten.

Die Gans und das Pferd.

Eine Gans die auf einem Anger Gras rupfte, hielt sich von einem Pferde für sehr beleidigt, das neben ihr auf der Weide gieng, und zischte es mit folgenden Worten an: „Nicht zu nahe, Bursch! denn du mußt wissen, daß ich ein weit edler und vollkommner Geschöpf bin, als du: denn der ganze Umfang deiner Kräfte ist blos auf ein Element eingeschränkt. Ich aber gehe nicht nur auf dem Erdboden, wie du, sondern habe auch Flügel und kann mich in die Luft heben. Noch mehr, ich spiele auf Seen und Teichen und erfrische mich im kühlen Wasser: genieße also zugleich der Kräfte eines Vogels, Fisches und vierfüßigen Thieres."

Das Roß schnarchte sie verächtlich an, und erwiederte: „Ey freylich wohl hochmüthiger Gickgack bist du ein Bewohner von drey Elementen: aber in jedem von ihnen spielst du eine sehr armselige Rolle. Ja, du fliegst: aber wie schwerfältig und plump ist dein Flug, wenn du dich mit der Lerche oder Schwalbe vergleichst. — Du schwimmst auf der Oberfläche des Wassers: aber kannst du darinnen

nen leben wie die Fische? und in der Tiefe der Wellen sanft dahin gleiten? wie schnell bist du nicht mit dem Kopfe wieder heraus, wenn du ihn nur ein wenig hineintauchst? — Und wenn du gehst, odr vielmehr mit deinen breiten Füßen und vorgestrecktem Halse unter deinem Anzischen, sobald ein Mensch vorübergeht, auf dem Boden hinwatschelst, bist du nicht selbst der Kinder Gelächter? Ich gesteh, daß ich bloß auf dem Erdboden gehe: aber wie anmuthig ist mein Gang! Wie schön meiner Glieder Bau! Wie voll meine Brust! Wie groß meine Stärke! Wie schnell mein Lauf! Nein ich danke es der Natur, die mich bloß auf ein Element eingeschränkt, aber darin auch bewundern läßt — daß ich das recht bin, was ich bin — —.

Was hilft vielerley und in Allem — eine Gans zu seyn.

Wohlthaten Gottes im Winter.

Da saßen sie des Abends bey dem warmen Ofen herum, und hatten ihr Milchsüppchen gegessen — Vater, Mutter, Kinder — und freuten sich, daß sie sich vor der Kälte bergen, und nicht so elend wie viele andere Menschen, den Winter zubringen durften.

Der Vater im Lehnstuhle mit seinem Pfeifchen. Die Kinder um ihn herum. Das eine zur

rechten. Das andere zur linken. Eins zwischen seinen Füssen. Das kleinste auf seinem linken Knie. Die Mutter am Tische mit ihrem Strickzeuge.

Da hieß es nun, wie gewöhnlich: Vater! erzähle was. Gut, das will ich thun. Ihr aber sollt selber sagen, wovon ich was erzählen soll.

Fritze. Von Schnee und Eis, und von den schönen hellen Sternen da oben.

Lottchen. Vom Meer und von Schiffen.

Karl. Wie es weiter mit dem armen Robinson auf der Insel gekommen ist.

Vater. Ich dächte, von dem ersten, da es jetzt eben so kalt ist. No; so hört zu. Wenn wir jetzt so alle draußen im freyen Felde wären, und müßten bis an die Knie durch den Schnee waten. Wie würde uns da zu Muthe seyn? Halt aber, was ist denn da draußen für ein klägliches Schreyen und Wimmern?

Sie liefen alle ans Fenster. Da wars ein armes Kind, das keine Aeltern hatte. Es war vom Dorfe hereingegangen, und hatte sich verspätet. Da saß es nun auf dem Steine vor der Thür, mitten im Schnee — konnte nicht weiter kommen — halbnackend — hatte keine Schuh und Strümpfe an — starr und steif gefrohren — hungrig und durstig — wimmerte nur — konnte vor Frost, Kälte und Elend nicht mehr sprechen. Das arme Kind!

Vater. Wie wird euch dabey zu Muthe Kinder?

Die Kinder wurden alle blaß, weinten sehr, und hatten großes Mitleiden mit dem armen Kinde.

Vater. Was wollt ihr denn wohl thun, lieben Kinder? Denkt einmal: ihr wäret an der Stelle des armen Kindes, und es gieng euch jetzt eben so. Was wünschtet ihr wohl, was andere an euch thun möchten?

Ach Vater! sagten sie alle. Wir wollten das arme Kind hereinnehmen, in die warme Stube bringen, ihm was zu essen geben, und es morgen wieder gehen lassen. Es muß ja sonst diese Nacht todt frieren.

Das geschah denn auch. Die Kinder liefen herunter, holten es herein, brachten es in die Stube, und jedes war beschäftiget, ihm was zu gute zu thun. Fritz holte ihm ein Paar Strümpfe. Karl ein Paar Schuh. Lottchen lief in die Küche, trug Reißholz zu, und sagte: geschwind, Marie! dem armen Kinde ein Bißchen Suppe. Die Mutter gab ihm ein Hemde.

Das arme Kind wußte gar nicht, wie ihm geschah. Die Kinder standen um dasselbe herum, fütterten es, und thaten ihm alles Gutes. Als es sich etwas erholt hatte, wurde ihm ein Lager hinter dem Ofen gemacht, und sie giengen alle wieder mit dem Vater auf seine Stube.

Vater. Da haben wir denn abermal was Gutes gethan, und einen Menschen gerettet. Kommt her, Kinder! Nun wollen wir recht vergnügt seyn. Wir wußten ja vorher nicht, was wir sprechen sollten. Der liebe Gott hat uns auf einmal eine Materie zugewiesen. Eine sehr schöne Materie! Nun hab ich Gelegenheit genug, euch was zu erzählen. Wovon dächtet ihr wohl? Sagt einmal eure Meynung.

Fritz. Gewiß von Grönland, und von der Kälte da.

Lottchen. Ich dachte gar. Wir habens näher. Von dem armen Kinde da.

Karl. O! daß wirs so gut im Winter haben!

Vater. Sieh: der trift das rechte Fleckchen. Das wollen wir denn auch behalten.

Fortsetzung.

Vater. Also habt ihrs ja wohl besser, als das arme Kind da unten?

Fritze. Ach wir haben ja so gute Aeltern, die uns keine Noth leiden lassen. Wir haben eine warme Stube, Kleider, Betten, Essen, Trinken, Lehre und Unterricht, viele Freuden — alles, alles genug.

Vater. Giebts also auch im Winter eben sowohl, als im Sommer, viele Wohlthaten, für die wir dem lieben Gott nicht genug danken können?

Karl. O ja! recht viele, recht sehr viele, Ach! wir sehens ja an dem armen Kinde.

Vater. Nun, ich dächte, ich könnte euch nichts bessers erzählen, als von Gottes Wohlthaten im Winter.

Lott-

Lottchen. Aber der fatale Winter, Vater! der sollte doch lieber gar nicht seyn. Da sind keine Blümchen, keine Vögelchen. Da ist alles voll Schnee. Und so kalt: Burr! daß einem das Herz im Leibe zittert. Da müssen Menschen und Thiere umkommen. Mich dauren nur die armen Vögelchen, wenn sie da so rauch und traurig sitzen, und sich ein Körnchen vom Hofe holen. Wäre es nicht besser, wenn gar kein Winter wäre? Was meynst du, lieber Vater?

Karl. Das war einmal recht wunderlich gesprochen.

Vater. J, laß doch. Sie spricht wie ein Kind. Und wir Großen sprechen oft von Gottes Werken nicht besser, als die Kinder. Sie fragt ja nur, daß ich sie belehren soll.

Lottchen. J! so meyn ichs auch.

Vater. Wenn der Winter nicht nützlich wäre, liebe Lotte! so würde ihn der liebe Gott nicht gemacht haben. In andern Ländern ist zwar lauter Sommer, wenn wir hier Winter haben; bey uns aber kann es nach der Beschaffenheit der Erdkugel, und ihrem Stande gegen die Sonne nicht anders seyn. Da muß Winter seyn. Die Erde muß sich erholen, wenn sie uns wieder im Sommer schöne Früchte, Korn und Obst bringen soll. Ich dächte: du wüßtest das besser aus der Geschichte der Schöpfung, die ich euch neulich Abends erzählte.

Fritze. Sie vergißt gleich alles wieder.

Vater. Du kanst ja auch noch nicht alles behalten.

Fritze. Sie macht es nur immer so, wenn Vater was erzählen will, daß sie was dazwischen bringt.

Vater. Es war ja was Gutes. Nun will ich weiter erzählen. Zuerst bedenkt einmal, da jetzt draußen so viel Schnee liegt, und es so kalt ist: wie unglücklich wir seyn würden, wenn wir kein Holtz zum Einheizen und Kochen hätten

Karl. Ach Gott! wie lange würden die Menschen das aushalten? Und du, Lotte!

Vater. Spaße jezt nicht. Wenn der Bauer auch den ganzen Tag draußen gewesen ist —

Lottchen. Warum bleibt er den nicht zu Hause?

Fritze. Ist sie nicht schon wieder da?

Vater. Mein gutes Kind! so würde es schlecht um den Acker, und um uns stehen. Er muß Mist fahren. Er muß uns daß Holtz aus dem Walde bringen So müssen die guten Leute für uns arbeiten. Verdienen sie wohl, daß man sie so verachtet?

Lottchen. In meinem Leben will ich keinen Bauer wieder verachten.

Vater. Wenn der nun — bereift, beschneyet, ganz erfroren — zu Hause kömmt; so freuet er sich des Abends auf seine warme Stube, und auf seine Suppe. Da erquickt er sich wieder. Ach! wie gut habt ihrs also vor Tausend andern, daß ihr in der strengsten Kälte, von Morgen bis zum Abend, in der warmen

men Stube seyd, und euer warmes Essen genießen könnt!

Fritze. Ich weiß noch eine, Wohlthat. Soll ich sie sagen?

Vater. O ja! sage an. Ich sehe gar zu gerne wenn ihr selbst nachdenkt, und das Gute empfindet.

Fritze. Es ist das Feuer. Wenn wir das nicht anmachen könnten; so hülfe uns Ofen, Holtz und Stube nichts.

Vater. Du hast recht, mein Sohn! denkt nur an den armen Robinson auf der wüsten Insel. Wie lange mußte sich der nicht quälen, ehe er Feuer kriegte! Das rohe Ziegenfleisch klopfte er so lange zwischen zwey Steinen, bis es mürbe wurde. Wie wird dir, Lotte? Ja! das glaub' ich wohl. Dein gekochtes Kalbfleischsüppchen schmeckt besser. Wer weiß es noch, wodurch er endlich Feuer bekam?

Karl. Der liebe Gott gabs ihm selber durch ein Gewitter. Der Blitz schlug in einen Baume über seiner Höhle der brannte lichterloh. Da hatte er mit einenmale Feuer.

Vater. O! wie freute er sich da, und dankte Gott so herzlich für diese Wohlthat! Seht ihr nun wohl, wie nützlich das Feuer ist. Wir können es gar nicht entbehren. Wie wenige aber denken doch daran, daß es eine so große Wohlthat, besonders im Winter sey! Wir wollen davon ein andermal mit einander reden.

Fort:

Fortsetzung.

Fritze. Glaube nur, Vater! ich erkenne es recht sehr, was die warme Stube für eine Wohlthat im Winter sey. Ach! wenn ich da nur eine Stunde auf dem Schlitten gefahren bin, und in Händen und Füssen das Kribeln habe: Tausend! wie gefällt mirs, wenn ich hinters Oefchen kriechen kann!

Vater. Aber das ist es ja nicht allein. Wenn ihr den Tag über auch eine warme Stube hättet, und müßtet nun des Abends, wie viele arme Kinder, auf den Boden gehen — hättet kein schönes, weiches warmes Bette, müßtet ins Heu oder Stroh kriechen: wie würde euch das gefallen? So aber legt ihr euch in eure Betten und werdet bald warm, wenns draußen knirt und knattert.

Lottchen. Noch diesen Abend will ich dem lieben Gott für mein Bette danken.

Karl. Ich weiß noch was, das auch sehr schön ist.

Vater. Nun, das möcht' ich doch hören.

Karl. J! wenn wir in den kurzen Tagen so von vier Uhr an des Nachmittags, bis um zehn, beständig im Finstern sitzen sollten.

Vater. Garrecht – und kein Licht hätten, willst du sagen. Stelle dir das Elend vor. Da könnet ihr nichts vornehmen, nichts lesen, nichts schreiben, nichts spielen. Wie lang würde euch da die Zeit werden! Und doch müssen die armen Grönländer bald drey Vierteljahre so im Finstern zubringen, ehe die

Son-

Sonne wieder zu ihnen kömmt. Ihre Hütten schneien ganz zu, und sie müssen Gott danken, wenn sie nur nicht von den weißen Bären zerrissen und aufgefressen werden. Solltet ihr euch nicht noch auf was besinnen können? Denkt doch nur an das arme Kind unten.

Lottch. Ach Gott ja! gute Kleider, Schuhe und Strümpfe.

Vater. Was meynt ihr, wenn ihr nur eine halbe Stunde jezt im bloßen Hemde, und barfuß in dem Schnee gehen solltet? Wie lange würdet ihrs wohl aushalten?

Fritze. No; das ist wahr. Vater kann einem das Herz recht weich machen. Das hab' ich nie so recht bedacht.

Vater. Desto besser, wenn du es nun bedenkst. Aber das ist es noch lange nicht alles. Wir haben noch so mancherley Gutes im Winter, das wir nicht einmal eher schätzen und erkennen, als bis wirs nicht haben. Wer sollte wohl drauf kommen? Besinnt euch einmal. Holz, Ofen, Licht, Feuer, Stube, Bette — alles das würde uns nichts helfen, wenn wir das nicht hätten.

Fritze. Das ist wohl das Haus, die Stube und Kammer.

Karl. I! das hat der Vater schon genannt. No; das wüßt' ich doch nicht.

Vater. Lottchen! sag einmal Marien: sie soll herkommen, und alle Fenster aushängen.

Fritze. Warum denn das, Vater? Es wird ja kalt in der Stube.

Vater. So? wirds denn kalt in der Stube? Wenn wir also kein Fenster hätten?

Karl. I, daß ich daran nicht gedacht habe! Das ist wirklich wahr.

Vater, Stellt euch vor. Eine Glasscheibe, wie ein Messerrücken dicke, scheidet Winter und Sommer, und läßt die Wärme nicht aus der Stube. Sonst möchten wir lange einheizen. Ist das nicht eine große Wohlthat?

Lottch. Ja wohl! ja wohl, lieber Vater!

Vater. Habt ihr das nun wohl verstanden Kinder? Ich wollte gar zu gerne, daß ihr nicht so unachtsam gegen Gottes Wohlthaten wäret. Je mehr ihrs erkennet, wie gut ihrs habt; desto mitleidiger werdet ihr auch gegen andere, die es nicht so gut haben. Und das ist Gottes Wille.

Des andern Morgens fanden sie das arme Kind auf den Knien liegen, und Gott für alles danken. Die Kinder theilten ihr Frühstück mit ihm. Die Mutter beschenkte es mit allerhand Kleidungsstücken. Der Vater gab ihm etwas Geld, und einige gute Ermahnungen, und nun sollte es gehen. Es wollte aber nicht fort. Ach! sagte es: ich bitte sie um Gottes willen, verstoßen sie mich doch nicht. Und nun fiel es der Mutter zu Füßen. Behalten sie mich doch — Ich will gerne ums liebe Brod dienen. Solche gute Leute hab' ich in der Welt noch nicht gesehen — O! ich will gerne den lieben Kindern, die mir so viel Gutes gethan haben, Tag und Nacht aufwarten. Wollen sie? ach,

wollen sie? Erbarmen sie sich. Der liebe Gott wirds Ihnen vergelten. Ich bin ja eine arme verlassene Waise — bin 14 Jahre alt. Vor zwei Jahren starben meine Aeltern. Da sagte die Mutter noch vorher, ehe sie starb: Hanna, Hanna! fürchte Gott. Lege dich nicht aufs Stehlen, wenn du auch noch so arm bist — wenn dirs noch so schlecht geht. Der liebe Gott wird dich nicht verlassen. Du wirst noch einmal zu guten Leuten kommen. Ach! das sind sie — das sind sie. Behalten sie mich doch. — —

Die Mutter sah den Vater an; dieser die Mutter; die Kinder die Aeltern. Alles war gerührt. Und nun kamen die Kinder, fielen den Aeltern um den Hals, und baten für das arme Kind.

Da sagte der Vater: Armes Kind! wenn du treu seyn, und nicht stehlen willst, wie du deiner Mutter auf dem Sterbe Bette versprochen hast; so will ich dich behalten, und will dein Vater seyn.

Da hätte einer die Freude sehen sollen. Die Kinder hüpften und sprangen um das arme Kind herum. Dies lag immer auf den Knien. Der Vater sagte nun noch zu den Kindern: Da seht ihr, wie dies Kind die Wohlthaten erkennet, die ihr täglich genießt, und gewohnt seyd. War nun nicht auch der Winter für dies Kind eine Wohlthat, daß es zu uns gekommen ist?

Die

Die Wiederkunft der Frühlingssonne.

Lustig, Kinder! Heysa! Frisch morgen früh aus dem Bette. Da wollen wir unser Sonnenfest feyern.

So sagte der Vater zu seinen Kindern, als den 18ten Febr. uar die Sonne zum erstenmal wieder in seine Stube schien.

Fritze. Das Sonnenfest? das Sonnenfest? Das hab' ich alle Tage, wenn die Sonne scheint. Was ist denn daran besonders?

Philipp. Das glaub ich wohl. Du magst dich wohl eben um die liebe Sonne nicht viel bekümmern, wenn du nur essen, trinken und spielen kannst.

Vater. Ja! ja! so ein Patron scheint er mir zu seyn. Du machst es fast eben so, Fritze! wie die meisten Menschen, denen die liebe Sonne täglich auf den Kopf scheint, ohne daß sie es fühlen; die das gar nicht mehr achten, was sie alle Tage haben. Komm aber gleich mit, Fritze! du sollst in den Keller gehen, und da sitzen bleiben.

Fritze. Ich, Vater! in den Keller? Was hab' ich denn gethan? Warum willst du mich denn in Keller stecken? Da ist es ja stockfinster.

Vater. Weil du dir nichts aus der Sonne machst; so wird es dir auch gleich viel seyn: du bist im Keller oder in der Stube.

Fritze. O! mein lieber Vater! ich bin gar zu gerne, wo es helle ist.

Vater. Also muß auch der Sonnenschein was

guts seyn. Waswürdest du anfangen, wenn es beständig Nacht wäre und keine Sonne schiene?

Fritze. Ach du lieber Gott! das weiß ich nicht.

Philipp. Sieh da! das war schon recht da war er gefangen.

Vater. O! ihr lieben Kinder! ich wolte gar zu gerne, daß ihr nicht so gleichgültig wäret gegen die großen Wohlthaten, die uns der liebe Gott täglich zu genießen giebt. Wer das nicht mehr achtet, der achtet auch Gott selbst nicht mehr, darum will ich morgen das Sonnenfest mit euch feuern.

Fritze. Was meynest du denn eigentlich damit Vater?

Vater Sey nur Morgen früh hübsch bey der Hand, und wünsche mit mir, daß die liebe Sonne scheint.

Philipp. Sie hat ja bisher alle Tage geschienen.

Vater. Aber doch noch nicht wieder in unsere Stube. Kommt, kommt! geht zu Bette, damit ihr Morgen desto munterer seyd.

Fritze. Heysa! Väterchen, die Sonne scheint helle und klar. Was hast du denn da für einen Bindfaden angemacht.

Vater. Siehest du den schon? Der geht aus dem Winkel des Fensters bis dahin ans Kanape! Wenns nun bald neune ist; so kömmt der erste Sonnenstrahl wieder in die Stube: gerade nach diesem Faden. Und das nimmt denn alle Tage zu, weil die Sonne im Frühjahre immer höher kömmt

Philipp. Aber warum merkst du denn darauf, so genau?

Was

Vater. Denkt nur, wie herzlich ich mich freue? Am 22ten October des vorigen Jahres gieng sie weg, die liebe Sonne; und heute kömmt sie wieder mit dem ersten Strahle in meine Stube. Nun ist der Winter bald vorbey. Ich bin mit euch diesen Winter gesund gewesen. Gott hat mich und euch erhalten. Wir haben Brod, Kleider, Betten, Licht, Holz, und eine warme Stube gehabt. Sollt ich mich nicht freuen?

Karoline. O! Vater hat wohl recht.

Fritze. Kucke dahin, Philipp! Da ist schon ein helles Pünktchen an Kanape.

Vater. Nun gebt Achtung. Gleich wird der Strahl da seyn.

Philipp. Witz! Da ist er, der ganze Strahl. O! was das artig ist!

Fritze. So hab' ich mir doch das Ding nicht vorgestellt.

Karolina. Ich auch nicht.

Fortsetzung.

Vater. Gelobt sey Gott, der Vater der Sonne! daß ich dich wieder sehe, du erster lieblicher Strahl, der du mich an Gottes Güte und Liebe gegen uns Menschen erinnerst! Empfindet ihr das nicht auch, lieben Kinder?

Alle. O ja! recht sehr, bester Vater!

Va=

Vater. Aber nun will ich euch erst was artiges sagen. Ich wohne in diesem Hause bald dreißig Jahre. Und alle Jahre ist dieser erste Sonnenstrahl an diesem Tage, wenn die Sonne schien, auf die Stunde und Minute, auf diesen Punkt und Strich, wieder in die Stube gekommen. Ist daß nich ganz besonders? Wie fest muß doch alles in der der Welt stehen, daß nun die Sonne in 30 Jahren nicht um ein Haar verrückt ist! Und wenn unser Haus vorher nur 200 Jahre gestanden hat, so ist doch die Sonne schon über 200 Jahre, an diesem Tage, auf eine Stunde, auf einen Punct, wieder gekommen. Was denkt ihr dabey?

Fritze. Daß dich der Tausend! die Sonne muß akkurater gehen, als unsere Kirchen Uhr.

Vater. Ja! aber wer ist der große verständige Uhrmacher, der sie so eingerichtet hat? Denn das ist eben eine vollkommene Uhr, daran nicht immer was zu flicken und zu bessern ist.

Philipp. I! wer anders, als der liebe Gott?

Vater. Der braucht an seinen Werken nichts zu flicken, wie die Menschen an ihren besten Uhren immer thun müssen. Wie er sie einmal eingerichtet hat, so gehen sie. Aber bey dieser Gelegenheit hab' ich euch noch viel zu sagen, was euren jungen Herzen sehr nöthig ist.

Denkt hier zuerst an Gottes erhaltende und unveränderliche Güte.

Dies Pünktchen da vor euren Augen am Kanape, so klein es ist, sagt euch doch: Gott hat die Sonne bis hieher erhalten. Einige tausend Jahre hat sie schon der Welt geschienen, die liebe

Sonne, und allen Kreaturen Licht und Wärme gegeben. Zwei große Wohlthaten. Könnten wir ohne Licht wohl sehen – ohne Wärme wohl leben? O! lange, lange hat sie voher schon geschienen, ehe ich, ehe ihr geboren seyd. Was sind meine 50 Jahre – was eure acht oder zehn Jahre gegen sechs tausend Jahre? Denkt einmal: wie vielen tausendmal tausend Menschen, Thieren, Vögeln und Gewürmen hat sie allein, auf unserer Erde, geschienen! Geschweige so vielen andern Himmelskörpern, davon ihr noch gar nichts wisset, außer daß ihr des Abends so viele unzählige helle Punckte am Himmel sehet. Und das sind meist eben so viele Sonnen, die andere Welten bescheinen.

Karoline. O! Vater: was sagst du da? Das alles hat ein Gott gemacht?

Vater. Kein anderer, als der eine, der auch euer lieber Vater ist. Aber wo sind sie, alle diese Geschöpfe, davon ich vorher sagte, daß ihnen die Sonne lange vor uns geschienen habe? Sie sind vergangen. Sie aber ist noch da, die liebe, schöne und prächtige Sonne --- --- leuchtet uns noch eben so freundlich Güte, Segen und Freude des lieben und guten Gottes, der sie gemacht hat, wie am ersten Schöpfungstage den beyden ersten Menschen im Paradiese. Wie sie Adam gesehen hat, sehen wir sie noch. Und kein Mensch weiß, wo sie ihr Feuer und Licht, womit sie scheint, herkriegt. Ist das nicht gut, daß sie der liebe Gott so lange erhalten hat?

Philipp. O Vater! das rührt mich sehr, was

du sagst. Nun verstehe ich erst die Worte in meinen Katechismus: und noch erhält.

Vater. Ja wohl, mein Sohn! und noch erhält. Das sind nur drey Worte; aber sie sagen mehr, als wir begreifen können. Eins will ich dir aber dabey noch sagen. Recht was Großes und Wichtiges. Du bist ein kleiner Mensch von zehn Jahren, und bist doch mehr, viel mehr, als die Sonne. Verstehst du das wohl?

Fortsetzung

Philipp. Ich, Vater! mehr als die Sonne, die so prächtig aussieht, und schon so viel tausend Jahre alt ist? Nä! das weiß ich nicht.

Vater. Ich will dirs gleich sagen, und du sollsts bald verstehen. Bey aller Pracht und Schönheit; bey allem Guten, was wir von der Sonne haben ist sie doch ohne eigentliches Leben, ohne Seele, ohne Geist. Sie kann nicht denken, nicht reden, nicht sprechen. Du hast eine vernünftige Seele. Du kannst die Sonne ansehen, sie betrachten, über sie denken, von ihr reden, dich über sie freuen. Das alles kann die Sonne nicht. Sie weiß nichts von dir. Bist du nicht mehr, viel mehr als sie? Hab ich recht?

Philip. Vollkommen recht. Nun seh' ichs ein, daß ich mehr als Sonne bin. O! wie freue ich mich darüber! Ist doch mein Kanarienvogel schon mehr; denn er hat eine Seele, und kann so schön singen.

Vater. Aber was muß nun der Gott seyn,

dem die Sonne alle ihre Kraft und Schönheit — alles, was sie ist, hat, und giebt --- allein zu danken hat? Der ist mehr, als ich und du — mehr als alle seine Geschöpfe --- mehr, als die ganze Welt. Denn der meister muß doch wohl mehr seyn, als seine Werke. Der alte gute Sirach hat ganz recht:

Das muß ein großer Herr seyn, der sie gemacht hat!

Karl. Heysa! Vater, das ist schön. Das ist schön, was du sagtest. Ich bin dem lieben Gott wohl recht gut.

Vater. Er dir auch, wenn du gut bist. Aber weiter. Das ist doch auch nichts geringes, daß der liebe Gott die Sonne; just in der Ordnung, so lange erhalten hat, daß ihr Licht auf den Tag und die Stunde wieder hier in die Stube scheint. Wie viel Stürme und Wasserfluthen sind in der Zeit in der Luft, und auf der Erde gewesen! Wie hats geschneyet und gefroren! Da ist es doch wieder das erste Lichtpünktchen, und der Stand der Sonne gegen unsere Erde, gegen dies Haus, gegen dies Fenster, ist nicht um ein Haar verrückt.

So weislich hat der liebe Gott alle seine Werke eingerichtet.

Karolina Nun bin ich der lieben Sonne noch einmal so gut.

Vater O! ja, Kinder! freuet euch ja recht über die schöne warme Sonne. Dann freuet ihr euch auch über Gott. Wenn sie nicht wieder käme; so

so würde der Schnee nicht schmeltzen. Es würde kein Blümchen, kein Grashalm, keine Kornähre hervorkommen. Es würde kein Baum blühen, und Aepfel, Birnen, Nüsse und Pflaumen tragen. Ihr würdet nicht in den Garten kommen, und spielen können. Kommt wir wollen gleich ein Bischen in den Garten gehen, damit ihr sehet, wie sich die Thiere schon über die Sonne freuen. Laßt euch ja nicht von ihnen beschämen, da ihr mehr, als Thiere und Sonne, seyd.

Fritze. O sieh doch, Vater! da in der Ecke, im Bücherrücke, den schönen Sonnenfleck. Ach! da läßt sich eine kleine Spinne herunter, und setzt sich in die Sonne. Wie es dem Thierchen so wohl gefällt!

Vater. Seht ihr wohl, wie das die Thiere fühlen und merken? Seyd ja gegen Gottes Wohlthaten nicht unempfindlicher, als diese Spinne.

Fritze. Nun, Marsch nach dem Garten! Da sitzen schon Fliegen in der Ecke, die aus dem Wandritzen gekrochen sind. Wie sie summen!

Karoline. Kucke da! Da tanzen schon Mücken in der Luft.

Vater. Alles, was lebt, lockt die wiederkommende Sonne hervor. Die wilden Thiere im Walde gehen den Sonnenstrahlen nach. Die Winterschläfer unter der Erde: die Maulwürfe, Hamster Feldmäuse, und dergleichen; und im Wasser: die Frösche und Eidexen, kommen

her-

heraus. Der dankbare Storch besucht sein altes Nest wieder. Die zurückkommenden Schwalben lassen sich hören. Die schöne Nachtigal besucht uns wieder. Die Würmer kriechen aus der Erde. Die Käfer laufen herum. Da Fritze! marschirt schon ein Goldschmidt. Alles, was Odem hat: kömmt hervor, und freuet sich der schönen Sonne.

Lobe den Herrn auch, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Philipp. Kommt, Fritze, Karl, Karoline! Laßt uns hüpfen und springen vor Freude. Wie schön warm ists schon hier in der Sonne!

Vater. Wenn ihr nun blind wäret: was würde euch denn die Sonne helfen? Habt ihr den blinden Mann wohl gesehen, der neulich bettelte, und sich an einem Stocke führen ließ? Philipp! du weißt wohl, daß er hier hinter unserm Garten wohnt.

Philipp. Ach du lieber Gott, nicht sehen können -- Gleich will ich laufen. und ihm aus meiner Sparbüchse etwas hintragen; aus Dankbarkeit gegen Gott, daß ich die Sonne sehen kann.

Das Feuer.

Fritze. Du versprachst uns ja neulich, Vater! du wolltest uns was vom Feuer erzählen. Ich möchte wohl wissen, was das Feuer eigentlich wäre!

Va=

Vater. Weißt du denn, was das Wasser, die Luft, und der Magnet ist? Eben so wenig kann ich dir sagen, was das Feuer eigentlich ist.

Philipp. Aber das Feuer scheint und brennt doch, daß ichs sehen kann, und daß ichs fühle, wenn ich den Finger ins Licht halte.

Vater. Ja! das glaub' ich wohl; das ist nur die Wirkung des Feuers; aber nicht das Feuer selbst. So giebt es viele Dinge in der Welt, die wir nur aus ihren Wirkungen erkennen. Das siehst du freylich, daß das Wasser das Feuer auslöscht: daß das Wasser nicht so brennt, als Holz, Stroh, Papier und dergleichen. Das siehst du auch, daß das Holz nicht das Feuer, und das Feuer nicht das Holz ist. Wenn du nicht erst Feuer zum Holze, oder zum Stroh bringst, so wirds nicht brennen. Lege du den ganzen Ofen voll Holz, es wird nicht von selbst anbrennen. Siehst du wohl, daß Marie erst eine kleine Wase über der Lampe ansteckt, die in den Ofen schiebt, und dann erst Holz drauf legt? Darum sagt auch die Mutter immer in der Küche: Marie soll Feuer anmachen. Das heißt: Holz anlegen, und was brennendes drunter bringen. Da kamen die Kleinen auch um den Vater herum, und sagten: Vater! erzähle uns was vom Feuer. Mags gar zu gerne sehen, sagte Ludchen. Ich gerne damit spielen sprach Riekchen --- un make gerne Papier austrete --- stammelte Julchen.

Vater. No; so muß ich denn wohl, weil ihr mich alle belagert. Fritze! weißt du noch, wie

kläglich es dem armen Robinson gieng, so lange er kein Feuer hatte?

Fritze. Es war auch ein rechter dummer Schelm. Konnte er sich denn nicht was anpinken?

Philipp. Das war einmal was. Hatte er denn Stahl und Schwamm? Den Stein hätte er zur Noth noch finden können.

Vater. Da steckts eben. Das Feuer steckt fast in allen Körpern verborgen; aber es herauszubringen, oder es anzumachen: das ist eben die Kunst Wenn Maria des Morgens das Feuerzeug verlegt hat: da kann sie kein Feuer anmachen. Wenn man trocken Holz in einander scharf reibt; so fängts erst an zu rauchen, und endlich zubrennen. Das versuchte Robinson letlichemal; aber er war zu schwach dazu, und konte es nicht lange aushalten

Mutter. Ich glaube so machen sie auch das Nothfeuer wo sie das kranke Vieh durchjagen. Ich habe so einmal was davon gehört. Ob es aber hilft, das weiß ich nicht.

Philip Nothfeuer --- Nothfeuer --- Vater, was ist das:

Vater. Das ist ein Feuer, das die Leute nicht auf die ordentliche Art, sondern durch Reiben machen, wie es Leute z. E. machen müssen, die in Noth sind, wie Robinson, und keine ordendliche Mittel haben, sich Feuer anzumachen. Daher nennen sie es auch ein Nothfeuer.

Fritze.

Fritze J! warum thun sie denn das, wenn sie es auf andere Weise anmachen können?

Vater. Das ist eben der Aberglaube der Leute, weil sie denken: sonst helfe es dem kranken Viehe nichts. Sie machen es gemeiniglich in einer engen Gasse vor dem Thore, zwischen den Gartenwänden Und dann jagen sie das Vieh mit Hunden, Peitschen und Rufen durch.

Mutter. Das sind ja wunderliche Leute. Wie kann denn just das Feuer helfen, das durch Reiben angemacht ist? Ich dächte wenn Feuer helfen soll, so kann es wohl jedes andere Feuer thun.

Vater. Ja! meine Liebe, bey abergläubischen Leuten muß man nicht nach dem Grunde fragen. Den wissen sie selbst nicht. Ihr einziger Grund ist: Vater und Gorßvater habens so gehalten.

Ludchen. Wird denn aber das kranke Vieh wirklich davon gesund?

Vater. Das kann ich dir eigentlich nicht sagen. Aber davon zuverläßig nicht, daß es ein Nothfeuer ist. In unsern Zeiten sind die Leute schon ein Bißchen verständiger. Man hört nicht viel mehr davon. Wenn ja ein oder anderes Stück gesund wird; so ist es eher dem gewaltigen Schreck und der Angst zuzuschreiben, mit welcher das arme Vieh durchgetrieben wird, als dem Feuer selbst. Doch glaub' ich, daß eher zehn Stücke sterben, als daß eins gesund wird.

Fritze. Schade vors Nothfeuer. Du sagtest uns nun neulich, Vater! daß das Feuer eine

der

der größten Wohlthaten Gottes für die Menschen wäre. Das ist besser. Davon säge uns was.

Fortsetzung.

Vater. Das meyne ich so: daß wir ohne Feuer in der Welt gar nichts anfangen können. Wie viel müßten wir entbehren, ohne das wir nicht leben könnten, wenn wir kein Feuer hätten!

Fritze. Das wüßte ich doch eben nicht.

Vater. Du sollsts bald hören, und begreifen. Weil das Feuer in der Welt so nothwendig ist, so hat Gottes Güte die Feuermaterie in der ganzen Welt fast in allen Dingen und Körpern weislich ausgebreitet und vertheilet, und den Menschen den Verstand gegeben, die Mittel zuerfinden, wodurch es auf die leichteste Art aus den Dingen herausgebracht, und zu ihrem Nutzen angewendet wird. Die Wilden in Amerika reiben Holz auf einander. Wir haben schon mehr Mittel, das Feuer herauszubringen.

Philipp. Ja! man sieht aber doch vorher gar kein Feuer. Wo kömmts denn gleich her?

Vater. Darum sage ich ja: es stecke in allen Dingen; aber verborgen, zerstreuet. Es muß also entweder erst zusammengebracht werden, als durch ein Brennglas. oder durch Reiben in Bewegung gesetzt werden, als durch Pinken mit dem Stahl und Stein, wie du gleich weiter hören sollst.

Fritze. In allen Dingen wäre Feuer? Ich weiß

weiß doch was, worinnen gewiß kein Feuer ist. Im Wasser.

Vater. Sachte sachte. Im Wasser sind allerdings Feuertheile genug enthalten.

Mutter. Im Wasser Feuer? Das kann ich kaum glauben. Das ist ja unmöglich. Drum sagt man ja, daß keine Dinge so wieder einander wären, als Wasser und Feuer.

Vater. Recht gut, meine Liebe! Aber es ist doch Feuer im Wasser. Hast du wohl gesehen, wie das Wasser im Winter raucht. Das sind die Feuertheile, die heraussteigen, und ehe diese nicht ganz heraus sind, kanns nicht frieren.

Mutter. I! das ist doch sonderbar.

Vater. Anders ist es mit dem Eisen, das im Feuer glüend gemacht ist. Das kömmt eben daher, daß so viele Feuertheile hineingedrungen sind. Daher wirds auch dicker und breiter, als es vorher gewesen ist.

Fritze. Das wäre doch kuriös?

Vater. Wenn du einen Nagel hast, der akkurat vorher in ein Loch gepaßt hat, oder noch besser, einen runden eisernen Stift, und du machst ihn recht glüend; so wird der nicht mehr in das Loch passen. Denn er ist dicker geworden. Daß kannst du alle Tage an dem Plattebolze sehen, wenn deine Mutter plattet, und den Bolzen recht glüend gemacht hat. Dann ist er dicker und größer, als vorher. Darum muß auch die Platte inwendig weit größer seyn, daß der Bolzen schlottert. Sonst würde er nicht hineinpassen, wenn er glüend gemacht wäre.

Phi-

Philipp. Aha! nun merke ich erst, wie nützlich das Feuer ist. Was würden wir doch den ganzen Winter durch ohne Holz anfangen? Und wenn wir des Abends ohne Licht im Finstern sitzen sollten.

Vater. Das Licht von Talg oder Wachs, das Rüb- oder Baumöl in der Lampe, sind nur die brennbaren Dinge, oder die Mittel, das Feuer zu unterhalten, wenn sie einmal angesteckt sind. Wenn wir nun noch so viele Lichter und Lampen hätten, und es fehlten uns ein Paar der geringsten Dinge des menschlichen Lebens, die man oft gar nicht achtet; so könnten wir uns doch nicht helfen. Was meynst du, wenn wir kein Licht anschlagen könnten. Solltest du wohl rathen, was ich meyne?

Philipp. Jl das Feuerzeug. Stein, Stahl, Schwefel, Schwamm oder Zunder.

Vater. Den großen Goldklumpen, den Robinson fand, hätte er drum gegeben, wenn er nur einen alten rostigen Stahl, und ein Bißchen Schwefel gehabt hätte. Denn ein harter Stein würde sich gefunden haben, und aus seinen alten Lumpen hätte er sich leicht ein Bißchen Zunder weichklopfen können, daß es gefangen hätte. Wie mag das aber wohl zugehen, wenn man Feuer anpinkt?

Fritze. J, so machts Jacob, wenn er bey uns arbeitet. Er nimmt ein Bischen Schwamm, legts auf den Stein, und nun schlägt er mit dem Stahl vor dem Schwamme am Steine herunter.

Da

Da giebts Funken. Wenn denn einer in den Schwamm fällt so brennt er. Oder Marie hält den Stahl über den Zunder, und schlägt mit dem Steine daran herunter; so fängt der Zunder. Und dann hält sie Schwefel daran; so brennt er.

Vater. Alles recht gut. Es ist Kindern sehr nützlich, auf solche gemeine Dinge des menschlichen Lebens Achtung zu geben. Aber wo kommen denn die Funken eigentlich her? Wenn du mit einem Schlüssel, oder anderen Eisen an einem Stein hinunterschlägst, so wirds keine Funken geben.

Fritze. No; das weis ich doch wirklich nicht.

Vater. Das geht so zu. Recht hartes Eisen muß es seyn. Das nennt man Stahl. Auch der Stein muß sehr hart seyn. Man hat dazu eigene Feuersteine mit scharfen Ecken und Seiten. An einer solchen Seite fährst du mit dem Stahle herunter; so reiben sich durch die geschwinde Bewegung ganz kleine Stahltheilchen und Steinstückchen ab, die man kaum sehen kann. Diese werden eben durch die schnelle Bewegung glüend. Wenn denn diese glüende Stahlfünkchen oder Steinstückchen in den lockern Schwamm fallen; so zünden sie ihn an. Wenn du auf einen weißen Bogen Papier oftermalen aufpinkst, so werden sich zuletzt viele kleine schwarze Pünktchen unter den Feuersteinstückchen sammlen. Das sind die Stahlfunken. Die zieht man mit einem Magnet heraus, und besieht sie unter einem Vergrößerungsglase.

Du

Du sollst sie sehen, kannst nichts scharmanters sehen. Da kann man alle Stellen sehen, wo sie geschmolzen sind.

Der Magnet.

Fritze. Du sagtest uns, Vater! gestern was vom Magnet. Das mußt du erst erklären. Wir lassen dich nicht los. Mache, mache. Bitte. Bitte.

Vater. J, Fritze! Du bist ja noch ärger, als ein Magnet. So hängst du dich an mich. No, so mags denn drum seyn. Erst muß ich hören, ob ihr fleißig gewesen seyd, und eure Bücher sehen. Sonst verdient ihrs nicht.

Fritze. Für mich bin ich gut. Frage nur nach.

Philipp. Ich habe mir da alles in mein Buch aufgeschrieben, was uns der Vater vom Feuer erzählt hat; so gut ichs behalten habe.

Vater. No; so kommt her. Heute will ich euch doch einmal zeigen, wie die Leute sagen, daß ich mehr kann, als Brod essen --- daß ich hexen kann.

Fritze. J, Vater! hexen --- ach hexen? Ha! ha! ha! das möcht ich doch sehen? Vater und hexen --- das ist schnurrig genug. Philipp! was sagst du dazu.

Philipp. Ich will das Hexen geduldig abwarten.

Vater. Laß dir einmal, Karoline! von der Mutter eine Partie Nähnadeln, geben, und bring' aus der Küche einen zinnernen Teller mit.

Karo-

Karolina. Ich habe selbst welche. Hier sind sie, und der Teller auch.

Vater. No; so gebt Achtung. Hier leg ich einige auf den zinnernen Teller, und setze ihn auf den Tisch. Das seht ihr doch? Hier sind meine Hände. Da hab ich nichts drinn. Das seht ihr auch. Nun will ich aber doch mit dem Finger unter dem Tische die Nähnadeln kommandiren, daß sie thun sollen was ich haben will.

Fritze. No; das wäre doch was.

Vater. Gebt Achtung. Hier her, ihr Herren Nähnadeln nach mir her. -- Sie kamen gefahren. --- Nun dahin, nach Karolinen zu --. Sie rutschen hin --- Nun alle zusammen in einem Paket an den Rand des Tellers. --- Sie folgen --- aber nun, Fritze, hole deine Violine, und spiele ihnen eins auf. Sie sollen tanzen. --- Er spielt, und die Nähnadel tanzen auf dem Rande herum --- Kopf unten, Kopf oben.

Philipp. Potz tausend, was ist das? Mir wird Angst. Das könnte doch wohl nicht von rechten Dingen zugehen.

Fritze. Der denkt schon: die alten Hexen haben ihn beym Stiele. Ha! ha! ha! Vater, machs noch einmal. --- --- Ach! gefangen, Väterchen! Da hab' ich dich erwischt. Was hast du da in dem ledernen Beutel? Weiß her. Das ist das Ding, nach welchem die Nähnadeln tanzen. Giebs her, und dann machs noch einmal.

Vater. Fritze! willst du ruhig seyn? Schelm!

wer

wer hat dich heißen unter den Tisch kucken? Wir wollen aber erst noch eins machen. Hohle einmal eine Schüssel mit Wasser. Seht, da lege ich ein blaues Fischchen auf das Wasser. Da schwimmt es herum. Halte jeder seinen Finger hin, ob es kömmt.

Philipp. Nein! es kömmt nicht.

Vater. Nun will ich aber einmal das Fischchen kommandiren. Komm her, Fischchen? Hierher, mit dem Kopfe nach mir zu.

Karol. J! das ist doch entsetzlich.

Vater. Willst du fort, zurück, bis an den Rand. Da hinten hin. — Es weicht — Nun komm mit dem Schwanze auf mich zu --- Es thuts --- Schwimme wieder zurück, --- Es geschieht.

Philipp. Nein, Vater! das ist zu arg. Das hätt' ich nicht geglaubt, wenn ichs nicht mit Augen gesehen hätte. Das ist ein ordentliches Hexenspiel.

Fritze. Daß du doch mit deinen Hexen auf dem Blocksberge wärest?

Vater. Da könnt ihr sehen, wie leicht einfältige abergläubische Leute zu betrügen sind. Wenn sie dergleichen sehen, so denken sie gleich: das muß der Teufel, oder die Hexen gethan haben, weil sie die Kräfte der Natur nicht kennen. Und daher ist aller Aberglaube entstanden. Wie gut ist es, daß ihr bey Zeiten so was lernet, und hübsch zusehet, wie Fritze! so werdet ihr euch bald heraus finden können.

Phi-

Philipp. O! so sage doch, Väterchen! wie war das mit den Nähnadeln?

Vater. Hier in dem ledernen Beutel steckt der Magnet. Ein Eisenstein, der viel Eisen bey sich hat. Der hat die Kraft Eisen an sich zu ziehen. Er ist vorne, wie ihr sehet, mit Eisen eingefaßt. Das verstärkt ihn. Da will ich zwey bis drey Pfund dran hängen. Er trägt sie. Seht, da hängt er.

Fritze. O Vater! solche Freude hast du uns noch nicht gemacht. Ich möchte an die Decke springen.

Vater. Das Kuriöseste ist, daß er zwei Punkte hat. Der eine zieht an, der andere stößt weg. Hier steht eine Magnetnadel in diesem Kästchen. Die ist mit dem Magnet bestrichen; so wird sie auch ein Magnet, und hat auch die beyden Punkte, die man Nord und Südpol nennet. Mit der Spitze weist sie beständig nach Mitternacht. Ich mag sie drehen, kehren, stellen, wie ich will; so läuft sie allemal mit der Spitze wieder nach Norden.

Fritze. Ha! ha nun bin ich klug. Die brauchen sie auf den Schiffen — heißt Seekompaß — und können darnach immer wissen, wo sie sind.

Vater. Bravo, Fritze! gut gemacht.

Philipp. Das weiß ich auch aus dem Robinson!

Vater. Wenn ich nun den Südpol des

Magnets an den Nordpol der Nadel hatle — o! seht, seht, wie er sie fortjagt? Nun den Nordpol des Magnets an den Südpol der Nadel. Husch! hat er sie angezogen.

Karoline. O! weise mir doch das eigentlich, womit der Magnet das thut?

Vater. Ja! mein Kind! das kann man nicht sehen; aber die Wirkung siehst du doch; die Kraft aber nicht. So siehst du die Kraft Gottes in allen Geschöpfen, Thieren und Pflanzen; aber Gott selbst kannst du nicht sehen.

Fritze. Nun, Vater! mit dem Fischchen. Wie gieng das zu?

Vater. Eben so. In dem hölzernen Fischchen steckt ein Eisendrat verborgen, der vorher mit dem Magnet bestrichen ist. Wenn ich nun den Magnet vorhalte; so zieht er das Fischchen an, oder stößts weg, wie ichs haben will. Denn er zieht auch durch Holz, durch den zinnernen Teller, und noch durch den Tisch, wie ihr gesehen habt. Das ist das ganze Hexenspiel.

Fritze. O Freude! Freude! das war ein scharmantes Stückchen. Habe Dank, bester Vater! Aber uun weiter vom Feuer.

Fortsetzung vom Feuer.

Vater. Ja! vom Feuer. Da hab' ich euch noch viel zu sagen. Kann man denn nicht noch auf andere Weise Feuer kriegen, als durchs Pinken?

Fritze. I! ja wohl, Vater! Wenn du draußen im Garten bist, und hast keinen Stahl, Stein und Schwamm, so steckst du die Pfeife immer an der Sonne mit dem Brennglase an. Das giebt auch Feuer.

Philipp. Das hab' ich oft gesehen. Aber wie geht denn das zu? Mit der Sonne Schwamm, Papier und Holz anzustecken? Das ist doch sonderbar. Warum braucht man denn ein Glas dazu, und warum thuts die Sonne nicht so?

Vater. Das würde ein großes Unglück seyn, wenn das die Sonne thäte; so würde auf der Erde bald alles verbrennen. Darum hat der liebe Gott das so eingerichtet, daß die Sonne so weit von uns weg steht — über tausend Millionen Meilen — damit ihre Strahlen weit auseinander fallen, sich über alles verbreiten, aber nichts anstecken und verbrennen.

Philipp. Da muß sie das Brennglas wohl erst zusammen bringen?

Vater. Ja recht. Dazu ist es eingerichtet, und so geschliffen, daß es die zerstreueten Sonnenstrahlen sammlet, und immer näher zusammen bringt — in einem hellen Fleck, der der Brenn-

punkt heißt. Ich will dirs weisen. Gieb einmal deine Hand her. Nun halte ich hier das Brennglas drüber gegen die Sonne. Da ist der runde helle Fleck schon auf deiner Hand. Fühlst du was?

Philipp. Nein! noch nicht.

Vater. Aber nun? Der Fleck wird kleiner und heller auf der Hand.

Philipp. Au weh! au weh! Vater. Das brennt ja. Daß dich — meine Hand.

Vater. Noch ein Bißchen; so wars eine Blase. Die Haare sind schon weg.

Philipp. Nä! ich mag nicht mehr.

Vater. Gieb einmal ein Bißchen Papier her. Sieh, da brennts lichterloh.

Fritze. Was doch die Menschen alles erfunden haben!

Vater. Dabey will ich euch die Regel geben. Seht nicht bloß auf eine Sache, weil sie wunderbar und kuriös, sondern weil sie nützlich, und eine Wohlthat für die Menschen ist. Denkt dabey immer an den Geber alles Guten, wenn ihr ein Stückchen Glas, Schwamm oder Stein sehet — und an die Worte eures lieben Christus:

> Euer himmlischer Vater weiß alles, was ihr bedürfet.

Fritze. Ich habe ja auch einmal von Brennspiegeln was gehört.

Vater. Ja das sind entsetzlich große hohle

Schei-

Scheiben von Metall. Inwendig so glatt, wie ein Spiegel. Der Mann, der sie erfunden hat, hieß Tschirnhausen. Es sind nur noch drey davon in der Welt. Damit kann man erstaunliche Dinge thun. Auf zwanzig und mehr Schritte bringt ein solcher Spiegel die Sonnenstrahlen so dicht zusammen, daß ein Kieselstein so gleich zu Glas wird, und ein Speziesthaler wie Wasser zerfließt, wenn man ihn in den Brennpunkt hält. Was sagt ihr dazu?

Fritze. Das möcht' ich sehen.

Vater. Es ist aber auch damit eine gefährliche Sache. Man darf sie ja nicht so stehen lassen, daß die Sonne darauf schiene, und der Punkt auf ein Haus oder Balken fiele. Das würde den Augenblick in vollen Flammen stehen.

Fritze. Ey der Tausend! das ist schlimm.

Vater. In der alten Welt war in Sicilien ein großer Künstler. Der hieß Archimedes. Der soll eigentlich die Brennspiegel zuerst erfunden, und damit die feindlichen Schiffe draußen im Meere verbrannt haben.

Philipp. Was wir heute nicht alles gesehen und gelernt haben.

Fortsetzung.

Fritze. Ich habe ja auch was von den elektrischen Feuer gehört?

Va-

Vater. Du wirst künftig noch mehr davon hören, wenn du es erst besser verstehst.

Fritze. J! nur ein Bißchen was davon.

Vater. Das elektrische Feuer, oder die Materie dazu, ist auch in der ganzen Welt in vielen Körpern enthalten, die man davon elektrische Körper nennt. Viel Aehnliches mit dem Magnet. Solche Körper ziehen an, und stoßen leichte Sachen weg: als Siegellack, Pech, Harz, Kalfanium Achat, Bernstein, Glas, blaue Seide. Reibe eine Stange Siegellack, und halte sie an ein Bißchen Papier. Gleich setzt es sich fest dran. Durch Reiben kömmt dies Feuer in Bewegung, und geht durch alles durch, theilt sich andern Körpern mit, die davon auch elektrisch werden.

Fritze. Bin ich denn auch elektrisch?

Vater. Ja freylich. Wenn du auf ein Pechbret trittst, und das elektrisirte Blech anfassest, in welches die elektrische Materie aus dem gedreheten Glase der Maschine übergeht; so wirst du ganz voll Feuer — kannst mit deinem Finger Branntwein anstecken — und wenn dich jemand anrühret, so fahren lauter Funken heraus. Das sollst du bald einmal probiren.

Fritze. Es schadet doch nichts?

Vater. Es kann schaden, wenn mans zu stark macht — kann aber auch nützen, wenn man vorsichtig ist. Man kann dadurch Lahme, Blinde, Taube kuriren.

Fri-

Fritze. O! das ist ja eine schöne Sache.

Vater. Das Artigste ist, daß das Feuer des Blitzes, oder die Materie des Gewitters, eben dieses Feuer ist. Man kann alle Arten des Blitzes im Kleinen nachmachen. Man hat sogar Ableiter erfunden, die man auf den Thürmen, Kirchen nnd Häusern anbringt, daß der Blitz daran herunter fährt, und in die Erde geht — daß das Gewitter nicht einschlägt und keinen Schaden thut. Ist das nicht schön?

Fritze. Aber das ist doch wohl eine Versuchung Gottes? Der will uns ja behüten.

Vater. Aber nicht durch Wunder seiner Allmacht. Wenn wir das verlangen; das ist eher eine Versuchung Gottes. Gott will daß wir die ordentlichen Mittel zu unsrer Erhaltung, auch bey dem Gewitter, gebrauchen. Sollten wir das nicht; so hätten wir auch dies Mittel des Ableiters nicht erfinden können. Warum ist denn das keine Versuchung Gottes, wenn wir Adern lassen, Arzney gebrauchen, und uns vor dem Regen mit einem Schirme bedecken?

Fritze. Es ist wahr, Vater! du hast recht. Ich dachte nur so.

Vater. Was meynst du aber, wenn ich dir sage daß man die elektrische Materie in gläsernen Flaschen sammlen, und sie durch Feilspäne so verstärken kann, daß man im Stande ist mit dem herausfahrenden Funken einen Ochsen todtzuschlagen.

Phi-

Philipp. O! was sagst du da, Vater? Einen Ochsen todtschlagen? mit einem Funken? Das heiß' ich was.

Vater. Das sind Kleinigkeiten! Ist eine Sache in der Welt kurios; so ist es diese. Vor 200 Jahren, da die Leute noch so unwissend waren, hätten sie einen Menschen, der solche Dinge gemacht hätte, gewiß als einen Hexenmeister verbrannt.

Fritze. Gott Lob! daß wir davor sicher sind.

Vater. Stellt euch vor, wenn man einen Menschen elektrisirt, wie ich schon vorher gesagt habe; so muß er sich auf einen Sessel mit Glasfüßen setzen, oder auf einen Pechkuchen treten, und die Kette der Maschine in die Hand nehmen. Dann wird er ganz voll Feuer, das nun unten, weil er auf einem elektrischen Körper steht, nicht durch kann, sondern in ihm bleibt. Da mögt ihr ihn nun anfaßen, wo ihr wollt: aus dem Munde, aus der Zunge, aus den Backen, Zähnen und Augen: aus den Schuhschnallen, aus der Uhrkette: allerwegen fahren Funken heraus. Mit einem Finger steckt er Branntwein an. Und wenn er einen Eiszacken in die Hand nimmt; so steckt er auch damit Branntwein an. Denn das Sonderbarste ist, daß dies Feuer durchs Wasser ungemein verstärkt wird. Wie widersprechend, und dennoch wahr! Man kann damit auch elektrische Pistolen und kleine Kanonen losschießen: auch

kleine Thürme einschlagen, daß es knallt, wie mit Pulvere. Das werdet ihr alles noch erfahren.

Fritze. No; so wollen wir denn recht fleißig seyn, daß, wir künftig die Wunderdinge in der Natur verstehen lernen.

Vater. Nur noch eins. Wenn sich die ganze preußische Armee von zweymal hundert tausend Mann so anfaßte, daß der erste Mann die geladene elektrische Flasche, die oben einen meßingenen Knopf mit einem darinn heruntergehenden Drathe hat, in die Hand nähme, und der letzte den Knopf anrührte; so würde der eine Funken die ganze Armee zu Boden werfen.

Philipp. Nå! das geht über alles.

Fortsetzung.

Fritze. Vater wir lassen dich heute nicht mit Frieden. Du mußt uns wieder was erzählen. Denkst du, ich hätt' es nicht behalten? Du sagtest gestern: die elektrische Pistole knallte wie Schießpulver. Das giebt ja auch ein gewaltiges Feuer. Also vom Schießpulver erzähle uns was.

Vater. Recht gerne, du kleiner Plagegeist!

Philipp. Wer hats denn zuerst erfunden?

Vater. Ein gewisser Mönch, Barthel Schwarz, hat es vor einigen hundert Jahren von ohngefähr ent-

entdeckt. Da hat er Schwefel, Salpeter und Kohlen durch einander gerieben. Was er damit machen wollen, weiß ich nicht. Da kömmt von ohngefehr Feuer dazu. Der Klumpen brennt an, und Bauz! fahren die Fenster aus der Stube, auf die Straße, mit einem entsetzlichem Knall.

Philipp. Da mag der Mann erschrocken seyn.

Vater. Das kannst du denken. Und da hat man denn nachher immer mehr dazu erfunden, daß man nun jetzt Kanonen, Mörser, Flinten, Pistolen und Büchsen hat, damit man im Kriege schießen kann. Es ist erstaunlich, was ein Paar Fingerhüthe voll Pulver in einer gezogenen Büchse ausrichten können. Dadurch kann ein Jäger auf 200. Schritt die grausamsten Thiere, Löwen, Bären und Tieger, überwinden, und mit eben so viel Pulver und Schroot die schnellesten Vögel aus der Luft herunter hohlen. Seht ihr wohl, daß der menschliche Verstand klüger ist, als alle Gewalt, List und Geschwindigkeit der Thiere?

Fritze Wie wird denn aber das Pulver gemacht?

Vater. Man hat dazu eigene Pulvermühlen, die ganz allein im Felde liegen, und worinnen die Leute sehr vorsichtig seyn müssen. Da darf nicht das geringste Fünkchen dazu kommen. Sonst fliegt das ganze Haus mit allen Leuten in die Luft, wie schon oft geschehen ist. Die Leute dürfen nicht einmal Schuhe anhaben mit Nägeln, weil durch das Treten, auf ein Steinchen ein Fünkchen entstehen könnte.

Phi-

Philipp. Also bestehen die schwarzen Körner aus Schwefel, Salpeter und Kohlenstaube?

Vater. Ja! das wird nun alles so durch einander gestanpft, daß von allem gleichviel zusammen kömmt. Sonst würde das Pulver sich nicht geschwind genug anzünden. Hernach wird es zu kleinen Körnern gemacht, und getrocknet, damit man es bequem in die Flinte thun, und Schroot oder eine Kugel darauf laden kann. Die Hauptsache aber bey der Flinte ist das Schloß, die Pfanne und das Zündloch. Das Pulver auf der Pfanne läuft durchs Zündloch mit dem Pulver im Laufe zusammen. Der Hahn wird mit der Feder gespannt, und schlägt mit seinem scharfen Steine auf der Pfanne ab. Diese fährt auch an einer Feder zurück. Die glüenden Stahlfunken fallen aufs Pulver. Der Schwefel fängt das Feuer. Die Kohle hält es. Ein Körnchen zündet das andere mit der größten Geschwindigkeit an. Der Salpeter thut den Schlag. Die Luft wird plötzlich ausgedehnt, und wirft das Schroot heraus. Und das alles so geschwind, daß kein Blitz so schnell hinfahren kann, als die Kugel oder das Schroot in den Leib des Thiers, oder des Vogels dahin fährt, den man schießen will.

Karoline. Ach es kann aber dadurch auch viel Schaden und Unglück geschehen.

Vater. Mehr als zu viel. Die nützlichste Sache kann schädlich werden, wenn sie nicht vorsichtig gebraucht wird. Daher kann man Kinder und Knaben nicht genug warnen, daß sie schlech-

terdings kein Schießgewehr anrühren, weil sie damit noch nicht umgehen können. Wie viel Unglück ist dadurch schon geschehen! Ach! es hat schon mancher Bruder seine Schwester todtgeschossen. Denkt nur an Karln und Julchen im Kinderfreunde. Was muß das für Aeltern für ein Herzeleid seyn!

Karoline. Hörst du wohl, mein Herr Philipp! da hattest du neulich des Jägers Flinte schon in Händen, die er ins Haus gesetzt hatte, da er mit Papa in der Stube sprach.

Vater. Um Gottes willen, Kinder! thut das nicht. Ihr könnt euch und andere todtschießen. Versprecht mir, daß ihr keine Flinte wieder anrühren wollt. Sonst erzähle ich kein Wort weiter.

Philipp. In meinem Leben nicht wieder. Ich wußte das so noch nicht.

Schluß.

Vater. Eben so ist es auch mit dem Feuer. Das kan ebenfalls großen Schaden thun, wenn man nicht vorsichtig damit umgeht.

Karoline. Da, Lottchen, und Rieckchen hört ihr wohl, was der Vater sagt? Ihr spielt immer so gern mit dem Feuer, mit dem Wachsstock und Fidibus.

Vater. Laßt das ja bleiben. Es ist nichts gefährlicher, als wenn unverständige Kinder mit Feuer spielen. Wie leicht kann dadurch Feuer an

ihre Kleider, an den Tischumhang, an die Gardinen kommen, das Haus anbrennen, und sie selbst, wie elendiglich müßten sie dann mit verbrennen?

Es war einmal ein kleines Mädchen auf dem Dorfe. Das sah zu, wie ihre Mutter in der Küche Feuer anmachte. Als die Mutter den Rücken wendet, nimmts einen Brand, läuft auf den Boden, und macht da ein großes Feuer an, daß das halbe Dorf abbrennt. So gehts, wenn Kinder mit dem Feuer spielen. Das müssen sie gar nicht anrühren. Sie können sich und andere höchst unglücklich machen. Was sagst du dazu, Riekchen?

Riekchen. Will all mein Lebe nich wieder thun.

Vater. So sollst du mir ein liebes Kind seyn. Aber Fritze! glaubst du nun, daß das Feuer eine der größten Wohlthaten Gottes sey? Man kann daraus auch ein Räthsel machen:

Was ist das Nützlichste, aber auch zugleich das Schädlichste in der Welt?

Fritze. Das Feuer, das Feuer.

Vater. Wie so?

Fritze. Weil es die allernützlichste Sache ist, die man nicht entbehren kann, wenn man sie recht gebraucht; aber auch die allerschädlichste, wenn man nicht vorsichtig damit umgeht

Vater. Recht so. Doch noch etwas von dem Nutzen des Feuers. Ich frage dich: ist wohl eine Sache in der Welt: eine Profeßion, ein Hand-

werk,

werk, eine Kunst, eine Haushaltung, wobey man nicht das Feuer gebrauchen müßte? Wie viele tausend Arten von Speisen würden wir gar nicht genießen können, wenn sie nicht erst gekocht, oder gebraten würden! Würdest du eine Tasse warme Milch haben können, wenn kein Feuer wäre?

Fritze. Auch kein Brod, keinen Zwieback, keine Suppe.

Vater. Laßt uns einmal nur eine Straße in der Stadt durchgehen, was die Leute wohl ohne Feuer anfangen würden. Könnten sie sich vor der Kälte bergen? Da wohnt ein Bäcker; da ein Fleischhauer: dort ein Rademacher; hier ein Schmidt. Sie haben kein Feuer; so kann der Bäker kein Brod backen, der Fleischhauer kein Fleisch, keine Wurst zurechte machen; der Rademacher nichts ohne Instrumente anfangen, uud der Schmidt kein Rad beschlagen; keinen Nagel, kein Hufeisen verfertigen.

Fritze. Aber mein Huth? Der wird doch ohne Feuer gemacht?

Vater. Nichts weniger, als das. Die Haare müssen gekocht und gesotten werden. Ohne heisse Platten kann kein Huth geformt werden. Die schwarze Farbe wird auch erst gekocht. Nimm den Gürtler und Goldschmidt. Ohne Feuer ist alle ihre Arbeit vergeblich. Kurz, du magst nehmen, was du willst: ohne Feuer würde es das nicht werden, was es ist, und was es werden sollte.

sollte. Ohne Feuer wäre keine Stadt, kein Haus, kein Schiff, keine Nadel, kein Messer, kein Knopf, kein Wagen, nichts gar nichts zu Stande gekommen. — Und der Menschen Leben wäre ein recht elendes Leben. — Ohne Feuer kannst du nicht einmal lesen oder schreiben.

Fritze. Wie so?

Vater. Sind nicht die Worte mit den bleyernen Buchstaben gedruckt, die erst beym Feuer müssen gegossen werden? Schneide du dir einmal eine Feder ohne Messer: Schreib einmal ohne Papier? Und hast du beydes ohne Feuer?

Fritze. Aber der Schuster braucht doch kein Feuer?

Vater. Freylich nicht zum Schuhmachen. Aber kann das Leder ohne Feuer bereitet werden? Und braucht er dazu keine Messer und Zangen: Ohne Feuer hätten wir kein Eisen, kein Geld, kein Silber, kein Gold, keine Arzeney, keinen Rock auf dem Leibe.

Fritze. No stille. Das will ich einmal mit Philippen besprechen, ob ich nicht eins finde, wobey kein Feuer gebraucht werden dürfte.

Vater. Ich gebe dir einen Gulden, wenn du eins findest.

Fritze. Ha! einen Gulden — Etsch, Vater! ich habe mehr als eins. Das Hemde, der Tisch, der Spiegel.

Vater. Der Tausend! daran hab' ich nicht gedacht.

dacht. Du Vogel! Nun wird mein Gulden wohl hin seyn. Aber frag einmal deine Mutter, ob sie das Garn zur Leinewand nicht erst kochen muß? Hat der Leinweber kein Eisen an seinem Gestelle? Wird nicht der Flachs gehechelt? wie viel Eisen ist am Wagen! Welcher Tischler kann ohne Säge, Hobel, Beil und Meißel einen Tisch machen? Und das Glas zum Spiegel — wird das nicht geschmolzen? Wie stehts mit dem Gulden?

Fritze O ich armer Schelm! Nun bin ich doch um meinen Gulden.

Vater. Aber nicht ums Feuer, ohne welches ich dir keinen Gulden geben könnte. Du sollst ihn doch haben, guter Junge!

Die junge Maus.

Ein junges Mäuschen lebte in einem Speiseschranke, wo allerhand Süßigkeiten aufbewahret wurden: Täglich hatte sie Torte, Gebackenes oder Eingemachtes zu ihrem Mittagsmahle; und wie konnte sich ein Mäuschen besser befinden. Oft wagte sie es nach der Familie des Hauses hervorzugucken, wenn sie zusammen beym Abendessen saß: ja sie hatte sich sogar zuweilen bis an den Tisch geschlichen und Krümchen aufgelesen, ohne jemals in Gefahr zu kommen. Kurz, sie würde ganz glücklich gewesen seyn, wenn sie nicht bisweilen die verzweifelte Katze erschreckt hätte, dann aber lief sie geschwind nach ihrem Loche hinter dem Schranke.

Eines

Eines Tages kam sie mit großem Frohlocken zu ihrer Mutter gelaufen. Ey, Mutter! sagte sie, was die Leute in dem Hause gut sind! Sie haben mir ein kleines Wohnhäuschen gebauet. — Dort stehts in dem Speiseschranke. — Ganz gewiß ist es für mich: denn es paßt gerade zu meiner Größe. Der Boden ist von Holze und eben ganz mit Drathe überzogen. Ja, ich muß sagen, daß es ordentlich absichtlich gemacht ist, mich vor der abscheulichen Katze in Schutz zu nehmen, die mich schon so oft verfolgt hat: denn es ist gerade nur ein Eingang so groß als ich bin, wo mir das grimmige Thier auf keine Weise folgen kann. Ja sie sind so gut gewesen, und haben mir so gar gebratenen Speck hineingelegt. O das riecht so gut — so gut! Gewiß wäre ich schon hineingekrochen und hätte es in Besitz genommen, wenn ich mir nicht die Freude machen wollte, es euch vor allen Dingen zu sagen und einzuladen, euch mit mir daselbst die Nacht einzuquatiren; denn es ist darin für uns beyde Platz.

Ein Glück für uns gutes Kind, sagte die alte Maus, daß du nicht hineingekrochen bist. Denn wisse, das Ding ist eine Falle, und nie würdest du wieder lebendig herausgekommen seyn. Wenn der Mensch auch nicht so wild als eine Katze aussieht, so ist er doch eben so sehr unser Feind, und um desto gefährlicher, je klüger er ist.

Das Hühnchen im Ey.

Karl. Was du gestern sagtest, Vater! daß man die Eyer in Egypten im Ofen ausbrute, das geht mir noch im Kopfe herum. Wie machts denn aber die Henne, wenn die sie unter sich ausbrütet? Ich kann doch gar nicht begreifen, wo das Küchelchen, das niedliche lebendige Dingelchen, herkömmt?

Vater. Ja! lieber Karl. Das siehst du ja mit deinen Augen, daß es aus dem Eye kömmt. Denn es pickt sich mit dem Schnabel durch, kriecht heraus, und die zerbrochene Eyerschaale liegt dabey.

Karl. Das sehe ich wohl; aber wie kommts denn in das Ey? Wenn die Mutter eins aufschlägt, und in die Suppe thut, da sehe ich wohl das Gelbe und Weiße; aber keine Küchelchen.

Vater. Lieber Sohn! das ist eine bewundernswürdige Sache. Wenn Gott alle seine Werke weislich geordnet hat; so hat ers ganz besonders bey dem Hühnchen im Ey gethan. Gewiß eine Weisheit, die aller Menschen Weisheit und Verstand weit, weit übertrift!

Denke einmal diesen drey Punkten recht nach.

1.) Entstehen alle Arten von Vögeln, vom größten Adler an, der den Rehbock greifen und halten kann, bis auf den kleinsten Kolibri, der den Honigsaft aus den Blumen saugt, auf einerley Art aus dem Ey.

2.) Ist der Keim, oder das Pünktchen schon

in

in jedem Ey, mit allen nothwendigen Theilen, die zu dem Körperchen, und zu allen Gliedmaßen des künftigen Vögelchens gehören, und vor seiner Ausbrütung vorhanden. Wie fein müssen nicht diese Theilchen seyn? Sie sind so mit andern Theilen und Feuchtigkeiten vermischt, daß man sie nicht erkennen kann, und sie werden erst durch ihre Entwickelung, und durch ihren Wachsthum kenntlich, da sie sich auseinander legen, größer werden, und allmählig die festere Form und Gestalt annehmen, die sie bekommen sollen, z. E. das Köpfchen, den Schnabel; das Herz mit den Adern; die Gedärme; die Flügel, u. s. w. Ist das nicht Weisheit, diese Theilchen so zu legen, daß sie nicht verwirren; so zu ordnen, daß sie nicht an einander, oder in einander verwachsen? Bedenke.

3. daß auch in dem Eye schon die Materialien vorhanden sind, wadurch alle Theilchen, und Gliedmaßen des Vögelchens das werden, was sie werden sollen, als z. E. Knochen, Gedärme, Herz, Lunge, Leber, Fleisch, Adern, und sogar die Federn des Vögelchens. Alles ist schon da, was das Vögelchen, nicht nur zum Wachsthum, und Ausbildung seiner äußerlichen und innerlichen Theile, und Gliedmassen, sondern auch zu seiner Nahrung und Erhaltung bedarf; aber nicht durch den Schnabel; sondern inwendig in die Gedärmchen zieht sich die Nahrung von außen hinein. Denn mit dem Schnabel kann es noch nichts schaffen. Der ist mit einer Haut oben an der Spitze verwahrt, daß er

sich noch nicht auf thun kann, welche Kappe dann erst abfällt, wenn das Vögelchen damit seine Schaale zerbricht, und zur Welt kömmt. Ist das nicht Weisheit? Karl! weißt du was? Wir wollen die Küchlein nehmen, die da auf dem Hofe herum laufen, welche die Henne erst vor ein paar Tagen ausgebrütet hat. Vor etwa drey Wochen hatte sie deine Mutter in den Eyern noch auf der Vorrathskammer.

Karl. Ist das möglich?

Vater. Ja! Ja! Hast du sie nicht selbst mit unter die Henne gelegt? Und nun laufen die Dingerchen da, als lebendige Geschöpfe, mit Füssen, Federn, Kopf und Schnabel auf dem Hofe herum. Das kann doch kein König machen.

Karl. Sag nur, bester Vater! wie das zugeht?

Vater. Das ist Gottes besondere Macht und Weisheit, die das so eingerichtet, und jedes Vögelchen schon gekannt, schon im Eye so gebildet hat, daß es einmal durch die brütende Wärme der Mutter, als ein Vögelchen aus dem Eye kommen soll. Ist das nicht was Großes? Laß dir einmal ein frisch gelegtes Ey von der Mutter geben.

Karl. Hier ist eins.

Vater. Nun komm her. Wir wollen es einmal recht betrachten, wie es inwendig aussieht, ehe es unter die Henne kömmt, und gebrütet wird. Wir müssen aber das Vergrößerungsglas zu Hülfe nehmen.

Karl. Soll ichs nun zerbrechen?

Va-

Vater. Ja, aber behutsam, daß nichts verschüttet wird. Laß uns nun das Gelbe erst allein untersuchen. Es wird dich in Erstaunen setzen. Siehst du wohl hier, recht in der Mitte, die Narbe, wie eine Linse? Hier, wo ich mit der Nadel hinweise.

Karl. O ja! recht gut seh' ich sie. Da ist ja aber in der Mitte der Narbe ein ordentliches weißes Zirkelchen?

Vater. Und hier in der Mitte des Zirkelchens wieder was besonders: nehmlich ein klares flüßiges Wesen. Siehst du das wohl?

Karl. Auch recht deutlich. Aber in dem klaren Wesen da, seh' ich zwey kleine weiße Strichelchen schwimmen: wie ein paar Häärchen.

Vater. Wenn das andere nicht gelb wäre; so könnte man sie nicht einmal sehen. Was sagst du aber nun, mein Sohn! wenn ich dich versichere: daß diese beyden Strichelchen der Grundstoff des ganzen künftigen Hühnchen sind?

Karl. Was? Wie? Diese beyden Strichelchen? Die wären das ganze künftige Hühnchen? Darauf muß ich sie noch einmal ansehen. Hm! Daraus würde das ganze künftige Hühnchen? Vater das geht über meinen Verstand.

Vater. Ja! über meinen auch —. und über aller Menschen Verstand. Denke nur: in diesen beyden Strichen, dem Zirkel und der Narbe ist schon alles vorhanden, was zu dem künftigen Hühnchen gehört.

Alle innerliche Theile: Herz, Lungen, Milz, Magen, Leber, Gedärme, Adern, u. s. w.

Alle äußerliche Theile: Kopf, Augen, Schnabel, Hals, Körper, Füße, Flügel, Fleisch und sogar die Federn. Kannst du das begreifen?

Karl. Nun erkenne ich erst Gottes Weisheit.

Vater. Das ist doch mehr als die künstlichste Uhr. Ein Uhrmacher hat gut machen. Der hat alle Theile, alle Instrumente dazu. Laß mir aber einmal einer ein lebendiges Vogelchen machen, wenn er kein Ey hat.

Karl. Das ist mir nur das wunderbarste, das schon alles da ist, und doch sieht mans nicht.

Vater. Da muß schon alles seyn. Wie könnte denn sonst der Schnabel entstehen? Denke nur, ob nicht jedes Theilchen schon seine Lage und Form haben muß; die es kriegen und haben soll? Sonst könnte ja der Schnabel nicht immer in der Gestalt erscheinen, die er hat. Oder er würde einmal an einem andern Orte zum Vorschein kommen.

Wenn du aber einige tausend Eyer ausbrüten lässest; so wird jedes Küchelchen sein Schnäbelchen an dem Orte, und auf die Art haben, wie und wo es solches haben muß.

Die jungen Raubvögelchen haben ihr krummes Schnäbelchen so gut, als die Alten, so bald sie nur aus dem Eye fallen.

Karl. J! das wäre ja!

Vater. Sag selbst: müssen das nun nicht

ordent=

ordentliche Gesetze seyn, wonach sich das alles so regelmäßig bildet? --- Wäre es bloßer Zufall, oder käme das alles nur von ohngefähr; so würde die Bildung bey zwey, drey Küchelchen schon sehr verschieden seyn. Und es müßte denn aus einem Hühnerey sowohl ein Sperling, als aus dem Sperlingsey ein Finke entstehen können. Denn bey dem Zufalle ist gar keine Ordnung.

Wer hat denn aber diese Gesetze der Bildung und Ordnung, nicht etwa nur bey unsern Hühnern; sondern bey so vielen tausend, tausend andern Vögeln gemacht, die in einem Jahre aus den Eyern ausgebrütet werden? Da wir jetzt schon auf 1500 besondere verschiedene Arten von Vögeln kennen.

Karl. O! das ist ja erstaunlich.

Vater. Noch erstaunlicher, daß das alles schon so viele tausend Jahre --- Anfang der Schöpfung --- so gewesen ist.

Da ist die Bildung des Vögelchens im Ey aus seinen beyden Strichen --- bey der Eule, wie bey dem Truthan; bey dem Strauß, wie bey dem Kolibri; bey der Schwalbe, wie bey dem Adler; bey dem Sperlinge, wie bey dem Goldfasan, gewesen. Was sagst du dazu, Karl?

Karl. Aber, Vater! du hast ja doch in deinem Schranke da ein Hühnchen mit vier Füssen,

mit

mit zwey Leibern, und eins mit einem doppelten Schnabel? Wie ist denn das?

Vater. Das nennt man Mißgeburten. Das kömmt selten. Es ist dann schon ein Fehler im Keim, oder bey dem Wachsthum gewesen. Man hat sehr große Hühnereyer mit doppeltem Dotter. Darin sind denn schon zwey Keime zu zweyen Küchelchen. Wenn die ausgebrütet werden; so wachsen sie gemeiniglich mit den Leibern zusammen oder eins davon kriegt mehr Glieder, als sich eigentlich gehört. Bey Thieren ist es auch manchmal so.

Karl. No; das ist wahr. Heute bin ich bey dem Eye in der Schule gewesen. Da hab ich mehr gelernt, als in zwanzig Stunden bey dem Donat.

Vater. Die Menschen essen so viele Eyer und denken nicht daran, was darin ist, und was sie damit essen.

Karl. Ach! nun dauern mich erst die vielen Vogeleyerchen, welche die bösen Knaben zerbrechen.

Vater. O! das ist auch sehr unrecht, und grausam. Grausam gegen die armen unschuldigen Geschöpfe, die keinem etwas zu Leide gethan haben. Grausam gegen die Aeltern der Vögelchen, wenn ihr Nestgen, ihre jungen, ihre Liebe und Hofnung so zerstört ist. Wie haben sich die alten Vögelchen denn so übel, daß man weinen möchte?

Um-

Unrecht gegen Gott, den weisen Schöpfer, seine Werke so muthwillig, ohne alle Absicht, zu zerstören, und so viele Geschöpfe, in ihrer ersten Bildung, zu Schanden zu machen.

Karl. Ich werde es gewiß nicht thun. Ich habe einen rechten Abscheu davor.

Vater. Wir sind aber mit dem Ey noch lange nicht fertig. Sieh einmal das dicke gelbe Zeug da an, und das klare Weise um demselben herum. Das ist auch sehr nöthig.

Karl. Darnach hab' ich auch schon fragen wollen.

Vater. Ein weiser Vater sorgt für die Nahrung und Kleidung seiner Kinder. Geb' ich dir nur bloß was zu essen, und lasse dich übrigens nackend gehen?

Karl. Nein! bester Vater. Du giebst mir Speise und Kleider.

Vater. So machts der liebe Gott mit dem Hühnchen im Eye auch. Er hat schon für die Nahrung und Kleidung desselben vorher gesorgt, ehe es da war. Solltest du wohl rathen können: wie?

Karl. Ich denke: das Gelbe und Weise.

Vater. Das klare helle mitten im Gelben, wo das Bläschen, die Narbe, der Zirkel und die beyden Strichelchen sind, dient dem ersten Keime des Hühnchens, so wie er sich entwickelt, und anfängt zu wachsen, zu seiner ersten Nahrung. So wie das Mehl im Korne in der Erde weich,

flüs-

flüssig und wie Milch wird, das kleine Pflänzchen, wenn es aufbricht, zu allererst zu ernähren.

Hernach kömmt das Gelbe, wenn die Theilchen und Gliedmaßen des Hühnchens größer werden, und wachsen. Dann wird das seine Nahrung. Aber die Kleidung, wo kömmt die her?

Karl. Das sind wohl die Federn?

Vater. Das sind sie, und die kommen aus dem Eyweiß. Das giebt ihm das Federkleidchen. Hättest du das wohlgedacht?

Karl. O! du lieber Gott; wie sargest du! O, du Küchelchen! was für ein Wunder der Weisheit Gottes!

Vater. Aber noch eins. Denke nur: just so viel Nahrung hat der liebe Gott dem Küchlein in seinem Ey, zu recht gelegt, als es braucht. Nicht mehr, und nicht weniger. Denn wenn es auskömmt; so ist vom Dotter und Eyweiß nichts mehr da; sondern alles aufgezehrt. Das Küchelchen ist nur noch ein Bischen naß, und wird in der Sonne, oder unter seiner treuen Mutter bald trocken.

Karl. Nun bin ich den lieben Vögelchen noch einmal so gut.

Vater. Wie freu ich mich, daß das alles einen so guten Eindruck auf dein Herz macht?

Siehe! das heißt: Gottes unsichtbares Wesen; das ist; seine ewige Kraft und Gottheit

wird

wird erkannt, so man des wahrnimmt an den Werken der Schöpfung.

Ich will dir aber bald noch mehr von dem Ey erzehlen.

Gans und Ente.

a Aenlichkeiten.

Diese Vögel gehören zu den Wasservögeln. Sie sind also natürlich am liebsten in solchen Gegenden wo viel Wasser ist. Sie können nicht allein auf dem Wasser schwimmen, sondern sich ganz unter das Wasser tauchen, und sich eine geraume Zeit unter demselben aufhalten.

Damit sie sich im Wasser fortbewegen können, so hat die Natur ihnen eine Schwimmhaut zwischen ihre Zehen gegeben. Gänse und Enten haben einen breiten und stumpfen Schnabel. Ihren Schwanz tragen sie nicht so wie die Hühner aufrecht und zusammen gezogen, sondern platt. — Weil ihre Füsse besser zum Schwimmen, als zum Gehen eingerichtet sind, so haben sie einen langsamen und wackelnden Gang. — Alle Gänse haben nicht eine gleiche Farbe; dasselbe gilt von den Enten.

Die zahmen Gänse und Enten werden mit Getraide gefüttert, auch holen sie sich selbst aus Teichen und andern Wässern viele Wasserinsekten und Wasserpflanzen. — Im frühiahr legen die Gänse und Enten Eyer, und brüten ohngefehr 4 Wochen.

Die jungen Enten, so wie die jungen Gänse, füttert man anfangs mit gehackten Eyern und Kräutern. -- Im Herbst mästet man Gänse und Enten, oder sperrt sie ein, und giebt ihnen reichlich und gutes Futter, damit sie, ehe man sie schlachtet, recht fett werden. Ihr Fleisch ist eine wohlschmeckende Speise, ihr Schmalz wird auch als Nahrungsmittel gebraucht.

b. Unähnlichkeiten.

Die Gänse haben einen größern Körper längern Hals und längere Beine, als die Enten. -- Wiewohl die Gänse einen Trieb haben, sich häufig im Wasser zu baden, so kann man sie doch mit nicht geringen Vortheil in Gegenden, wo wenig Wasser ist, halten. Die Enten gedeihen nur da, wo sie einen Teich, oder sonst ein Wasser in der Nähe haben.

Die Enten sind gefräßiger als die Gänse. Sie fressen alles, was ihnen vorkommt, deswegen sind sie leichter, als die Gänse zu unterhalten. Der Enterich oder das Männchen der Enten unterscheidet sich von seinem Weibchen und auch von den Gänsen durch einige am obern Theil des Schwanzes aufwärtsgekrümmte Federn. Das Weibchen der Gänse legt gewöhnlich 12 -- 15, das Weibchen der Enten aber gegen 30 Eyer jedes Frühjahr. Die Enteneyer sind kleiner, aber wohlschmeckender als die Gänseeyer. --- Wenn die Gänse legen wol-

len,

len, so bedienen sie sich gleich des Nestes, welches man ihnen macht. die Enten hingegen wollen sich gerne zur Legezeit wegschleichen, um sich an einem geheimen Ort ein Nest anzulegen. - Die Gänse sind zärtlicher und daher mehrern Krankheiten unterworfen, als die Enten. --- Die Gänsefedern sind weit beßer zu Betten, als die Entenfedern. Die Schwungfedern der Gänse braucht man zum Schreiben, die Schwungfedern der Enten selten.

Fortsetzung des Hühnchens im Ey.

Karl. Vater! du wolltest ja noch was von dem Hühnchen im Ey erzehlen? Sag doch: wie lange sitzt denn eine Henne auf den Eyern?

Vater. Drey Wochen. Ein Paar Tage früher oder später, will nichts sagen, nachdem die Eyer mehr oder weniger Wärme gekriegt haben.

Karl. Warum muß sie aber die Eyer ausbrüten? Könnten sie denn nicht doch auskommen? da die Vögelchen schon darinn sind?

Vater. Das könnten sie freylich, wie du gehört hast, daß es in Egypten in Ofen geschiehet allein das macht viel mehr Umstände, und Kosten, als wenn man eine Klucke setzt.

Karl. Mich wundert nur, daß das arme Thier so lange sitzen kann?

Vater. Es sitzt freylich nicht in einem weg. Mannichmal muß man es vom Neste wegnehmen, und ihm Futter geben. Sonst sitzt sichs todt. Ist das nicht ein Trieb den der liebe

Gott

Gott in die Henne gelegt hat? Ist das nicht eine Treue? Würde sie sonst wohl so viele Liebe zu den Küchelchen haben?

Es ist das eben so, wie bey den Menschen, da die Mutter dem Kinde, das sie selbst aus ihrer Brust gesäuget hat, so gut ist.

Karl. Das Brüten aber, Vater! wie geht denn das eigentlich zu? Da kann man doch nicht zusehen?

Vater. Doch, mein Sohn! Wir wollen einmal zusehen, wie es zu geht. Ich will dir eine ganz andere Freude machen, als wenn du hingehst, und die ausgekommenen Küchlein hereinholest.

Noch heute wollen wir eine Klucke mit 24. Eyern setzen und alle Tage nachsehen, wie es im Eye aussieht, und wie weit das Hühnchen im Eye gekommen ist.

Karl. Hi! da freue ich mich sehr. Aber da machen wir ja einige 20 Hühnerchen zu Schanden? Und das wäre doch Schade.

Vater. Das kann man wohl einmal thun. Wir thun es ja nicht aus Muthwillen, sondern aus der Absicht, daß wir wollen Gottes Weisheit und Allmacht daraus erkennen. Und denn ist es keine Sünde.

Karl. No; so mache nur,Väterchen! Dann soll mirs eine große Freude seyn.

Vater. Die Eyer liegen unter der Henne, wie du

du gesehen hast. Fühle einmal drunter, wie warm sie sind?

Karl. O! wie warm?

Vater. Sieh einmal, wie sich die Klucke wieder zu rechte setzt; wie sie sich in Acht nimmt, daß sie ja keines zertrete, oder zerdrücke.

Karl. Das treue Thier! Aber sag nur Vater! wozu das Wärmen und Brüten der Eyer unter der Klucke nöthig ist?

Vater. Die natürliche Wärme der Henne bewirkt das Brüten. Wenn die Eyer während der Zeit nur einen halben Tag liegen, daß die Klucke nicht darauf geht und recht kalt werden; so wird auch nichts draus:

Diese Wärme thut weiter nichts, als daß sie die Theile des Küchelchens, die in dem Keime schon da sind in Bewegung setzt, damit sie anfangen, sich zu entwickeln, zu wachsen, und größer zu werden.

Karl. Wollen wir bald einmal ein Ey aufmachen?

Vater. Nun sind 12 Stunden vorbey. Hohle ein Ey; aber ia sachte.

Karl. Hier ist eins. Die Klucke wollte mir ins Gesichte fliegen. Da lief ich.

Vater. Nun komm her. Ich mache das Ey auf. Du hast doch vorher die kleine Narbe gesehen. Wie sieht sie nun aus?

Karl.

Karl. J! Wie ein kleines Köpfchen.

Vater. Sieh eimal über demselben lauter kleine runde Bläschen.

Karl. Ja wirklich auch.

Vater. Merke dir das. Diese Bläschen werden hernach die Wirbelbein in dem Rücken des Hühnchens.

Karl Der Rüchgrat würden diese Bläschen? Wie kommen sie denn dahin?

Vater. Das wird sich schon finden, Das wird alles durch den Wachsthum an seinen rechten Ort geschoben.

Karl. Nun ist der zweyte Tag vorbey. Wir müssen wieder ein Ey aufmachen.

Vater. Hast recht, mein Sohn! nur eines.

Karl. Gerne. Hier ist es. Ach! noch so warm.

Vater. Siehst du hier das Dingelchen, wie ein Hufeisen?

Karl. O ja! Was wird denn das?

Vater. Das wird das Herz. Solltest du das denken?

Karl. Ach! es bewegt sich ia hin und her, wie in einer Uhr.

Vater Das ist der erste Anfang des Lebens Erstaunest du nicht über die Einrichtung?

Karl. Ich sehe aber noch kein Blut.

Vater. Sollst bald sehen. Nun sind 48 Stunden vorbey. Hole eins. Sieh her, was nun wird?

Karl. Da sind ia zwey Blutbläschen, die

immer

immer hin und hergehen. Gott! was ist das?

Vater. Nun sind wir so weit, wie die Leute sagen, daß die Eyer Blut gefangen haben. Dieses eine Bläschen ist die linke Herzkammer; die andere aber der Stamm der großen Blutader. Aber nun sinds schon 50 Stunden. Hole noch eins! Sieh her!

Karl. Da seh' ich ein Ding wie ein Ohr.

Vater. Das ist die andere Ecke des Herzens. Und das Herzchen sieht aus, wie durch einandergeschlungene Fäden. Nicht wahr? Aber sieh einmal, wo das Ohr ist, wie das Herzchen das schon schlägt?

Karl. Ey, du lieber Gott! recht niedlich.

Vater. Nun sinds 70 Stunden. Was wirds nun geben?

Karl. Ach! da seh' ich schon die Flügelchen. Und da oben wieder zwey Blasen.

Vater. Warte nur bis Morgen gegen Abend. Denn ist der vierte Tag vorbey. — Siehe her, was aus den Bläschen geworden ist.

Karl. Wahrhaftig Kopf und Schnäbelchen, wie es leibet und lebet.

Vater. Aber nun sehen die beyden Herzohren aus, wie ein Paar Hörnerchen.

Karl. Da ist ja noch ein ganz dunkles Fleckchen.

Vater. Das wird die Leber. — Wie viele Stunden mögen nun vorbey seyn? Du hasts ja angeschrieben?

Karl. Es sind 131 Stunden.

Vater. Nun gieb Achtung.

Karl. Ach! da ists schon ganz. Alle Theile kann ich sehen: Lungen, Magen, Gedärme. Aber was ist denn da das Zaserige an dem Herzen?

Vater. Das sind die Adern. Ist's nicht sonderbar, daß das Herz noch ausserhalb dem Leibe liegt? Es wird sich aber bald hineinziehen.

Nun sinds just acht Tage. Laß uns wieder 4 bis 5 Tage warten.

Karl. Da ist der ganze Schnabel — und offen.

Vater. Nun wieder ein Paar Tage. Gieb Achtung. Siehst du, nun ist das ganze Küchelchen gebildet, und steckt nur noch in seinen Häuten. Da will ichs herausziehen. Da hast du es.

Karl. Ach! es regt sich ja. Das arme Ding! Nun muß es sterben.

Vater. Nun haben wir 264 Stunden oder bald 14 Tage.

Karl. Was sind denn das am Kopfe für ein Paar abscheuliche Klumppen mit schwarzen Zirkeln?

Vater. Das werden die Augen. Die sind noch stark verwahrt.

Karl. Aber es ist ganzvoll schwarzgrauliche Stippchen?

Vater. Das werden die Federn. Siehst du wohl, wie das Gelbe und weisse beynahe schon verzehret ist? Sieh einmal, wie der Schnabel nun aussieht? Horch! was giebts da?

Karl. Ach! es pipt ja schon.

Vater. Nun haben wir 451 Stunden, oder achtzehn Tage. In den zwey oder drey übrigen Tagen wirds nun völlig fertig.

Kamm einmal mit zur Klucke, und bücke dich ein Bischen; so kannst du sie schon im Eye pipen hören. Diese kommen übermorgen gewiß aus. Und dann ist der ganze Prozeß vorbey.

Sobald sich das Hühnchen fertig fühlt, und keine Nahrung mehr im Eye ist, pickt es mit der Spitze des Schnabels so lange gegen die Eyerschaale, bis sie bricht. Dann ists da.

Karl. Nun das ist wahr, Vater! Schöners hab ich fast noch nichts gesehen. Ich habe dabey aber auch gelernt, wie treu und väterlich der liebe Gott schon für das Hühnchen im Eye sorgt!

Gespräch über den Menschen, in welchem die Geschichte eines Wilden erzehlt wird.

Lehrer. Es ist eine große Glückseligkeit für die Menschen, daß sie in Gesellschaft bey und mit einander leben, denn außerdem würde sich der Mensch, der seiner Natur nach soweit über die Thiere des Feldes erhaben ist, doch sehr wenig vor ihnen auszeichnen, weil nur in der menschlichen Gesellschaft seine Kräfte und Fähigkeiten ausgebildet und vervollkommnet werden können.

Karl. Warum eben in der menschlichen Gesellschaft?
Sollte er denn für sich gar nichts lernen können?

L. Wenig.

Franz. Aber doch etwas?

L. Gewiß nicht viel. Ich werde nachher zu dem Ende die Geschichte eines Wilden erzählen, der erst vor wenig Jahren in England gestorben ist.

F. Also giebt es in England auch Wilde?

K. Ha! ha! ha! in England Wilde! --- Das heißt recht in den Tag hinein fragen!

L. Sie müssen nicht gleich über Ihren Bruder lachen, weil Sie einige Jahre älter sind, und ein wenig mehr wissen, als er. Er verlangt Belehrung, und die bin ich bereit ihm zu geben. Es giebt ja ohnedieß erstaunlich viel Dinge, wovon Sie auch nichts wissen. Wie nun, wenn man sie deshalb auslachen wollte? K.

K. Es soll nicht wieder geschehen. — Die Frage klang mir nur zu sonderbar, um mich des Lachens enthalten zu können.

L. Genug davon. — Um wieder auf unser voriges Gespräch zu kommen, so sagte ich, die Fähigkeit des Menschen könnten nur in der menschlichen Gesellschaft entwickelt und ausgebildet werden.

K. Ja freylich wissen wir gar nichts, wenn wir auf die Welt kommen.

F. Das sieht man an unserer kleinen Schwester Lottchen, die weis von keiner Sache etwas, und kann auch nicht reden.

L. Sehr natürlich; wie könnte auch der Mensch von irgend einer Sache etwas wissen, da er keinen einzigen Gedanken mit auf die Welt bringt! Erst muß der Mensch durch seine Sinne Vorstellungen von den Dingen erhalten, die in der Welt und neben ihm sind, und nachher schließt seine Vernunft weiter, merkt sich die Beschaffenheit eines oder mehrerer Dinge, und schließt dann weiter auf andere, die diesen ähnlich sind.

K. Das ist für mich ein wenig schwer einzusehen.

L. So will ich Beyspiele geben. Soll ich mir z. B. eine Vorstellung von einem Hunde machen, so muß ich ihn zuvor sehen, und das ist eine Vorstellung durch den Sinn des Auges.

F. Das verstehe ich.

L. Sollte ich mir z. B. eine sinnliche Vorstel-

lung von dem Geruche einer Nelke machen, so muß ich sie riechen; will ich eine sinnliche Vorstellung von der Vestigkeit des Marmors haben, so muß ich ihn anfühlen; will ich eine sinnliche Vorstellung vom Kanonenschall haben, so muß ich eine Kanone abfeuern hören.

K. Dieß alles ist sehr begreiflich.

L. Dieß alles sind sinnliche Begriffe, welche wir unmittelbar durch die Sinne bekommen.

K. Ganz gewiß.

L. Nun kann ich auch Vorstellungen von Dingen bekommen, die ich nie gesehen habe, wenn's auf die Gestalt derselben ankömmt.

F. Nemlich durch Beschreibungen.

L. Richtig. Aber sinnliche Vorstellungen, die ich unmittelbar durch die Sinne empfangen habe, liegen dabey zum Grunde. Verstehen Sie das, Franz?

F. Nicht so recht.

L. Und Sie, Karl? — Erklären Sie das Ihrem Bruder, wenn Sie's verstehen.

K. Wenn mir jemand eine Sache beschreiben will, die ich nie gesehen habe, so kann dieß nicht anders geschehen, als daß er die Sache mit Dingen vergleicht, die ich schon kenne.

L. So ist's. — Will mir jemand einen Wolf beschreiben, und zwar so, daß ich mir seine Gestalt vorstellen soll, so muß er mich lehren, daß er an Gestalt einem Fleischerhunde nahe kömmt, und nun kann ich mir eine Idee vom Wolfe ma-

chen,

chen, weil ich tausend uud abermal tausend Hunde gesehen haben. Will mir jemand das entfernte Brüllen des Löwen beschreiben, so muß er mir sagen, daß es dem fernher rollenden Donner nahe kömmt. Und so ist's mit mehrern Dingen, die ich mir vorstellig mache, ohne daß ein einziger meiner Sinne unmittelbar dabey etwas gethan hat. Sinnliche Vorstellungen aber, die ich schon habe, liegen allemal dabey zum Grunde, d. h. sie müssen vorausgegangen seyn. Diese Art Vorstellungen oder Ideen, denn das ist gleich viel, heißen, zum Unterschiede von jenen, Ideen der Einbildungskraft, oder auch der Phantasie. Soll ich weiter hievon sprechen, so will ich Ihnen auf die dritte Gattung der menschlichen Vorstellungen erklären, oder ist Ihnen die Sache nicht unterhaltend genug?

K. O ja! denn ich lerne sehr gerne etwas der Art.

L. Wenn viele Dinge eine und dieselbe Eigenschaft; Form, Gestalt, Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit mit einander gemein haben, so bezeichnet der Mensch die Eigenschaft, die Form, Gestalt u. s. w. durch ein Wort, und das heißt ein abstrakter Begriff, weil er gleichsam von mehrern Dingen, die etwas mit einander gemein haben, abgezogen ist.

K. Das verstehe ich nicht.

L. So ist z. B. Geschwindigkeit ein abstrakter Begriff, denn er kömmt allen Dingen zu, wobey

ich das gewahr werde, was man Geschwindigkeit nennt. So sind ferner die Wörter: süß, bitter, kalt, warm, u. d. gl. solche, welche einen abstrakten oder abgezogenen, beyde Wörter bedeuten dasselbe, Begriff in sich fassen. Aber auch diese sind ohne alle vorhergegangene sinnliche Begriffe nicht möglich.

K. So kommen also alle unsere Gedanken durch unsere Sinne in unsere Seele?

L. Nicht alle. Denn Sie haben schon gehört, daß der Mensch aus den Gedanken und Vorstellungen, die er schon hat, neue zusammen setzen und Schlüsse daraus machen kann. Gesetzt aber, es wäre möglich, daß ein Mensch lebte, ohne den Gebrauch seines Gesichts, Gehörs, Geschmacks, Geruchs und Gefühls zu haben, so könnte er auch von gar nichts außer sich eine Vorstellung (wäre es auch die allerdunkelste und verworrenste) haben.

K. Einen solchen wird es aber wohl nie gegeben haben, auch wird in Zukunft keiner so geboren werden.

L. Gewiß nicht. Denn wenn ihm alle Sinne verschlossen wären, so müßte er doch wenigstens ein Gefühl seines Lebens haben.

F. Wie mag es aber kommen, daß ein Thier nicht das lernen kann, was der Mensch lernt, gesetzt auch, man wollte ihm fleißig Unterricht geben?

K. Darauf ist leicht geantwortet: das Thier hat keine menschlichen Fähigkeiten.

L.

L. Und die sind?

K. Vernunft und Verstand.

L. Es ist an dem Worte Vernunft genug. Denn Verstand zeigt entweder Vernunft selbst an, oder eine richtige gebildete Vernunft. Was mag aber wohl alles zur Vernunft gehören?

K. Kurz kann ich nicht darauf antworten, aber ich weis es.

L. Nun so sey's mit mehrern Worten.

K. Vernunft ist diejenige Fähigkeit, durch welche ich mir von einer Sache einen deutlichen Begriff machen, mich deutlich wieder daran erinnern, mehrere Dinge mit einander vergleichen, und daraus einen, oder mehrere Schlüsse machen kann.

L. Sehr gut geantwortet. Setzen Sie noch hinzu, daß man von den Wirkungen auf die Ursachen schließen kann, von dem Gegenwärtigen auf das Zukünftige.

F. Vielleicht auch, daß man reden kann.

L. Eine sehr richtige Antwort, und vielleicht ganz von ungefähr. Die Sprache des Menschen ist ein ganz eigenthümliches Werk seiner Vernunft. Denn was heißt sprechen?

F. Seine Gedanken durch Worte ausdrücken.

L. Wohl. — Also sind Worte?

K. Zeichen von Sachen.

L. Das sind sie. Weil der Mensch Vernunft hat, und sich also deutliche Vorstellungen von den Dingen machen, die um ihn sind, und zugleich eine Sache von der andern wohl unterscheiden

kann;

kann; so giebt er der Sache durch Worte gleichsam ein Zeichen, welches er in seinem Gedächtnisse aufbewahrt. Bey diesen Zeichen, d. h. bey den Worten erinnert er sich genau wieder an die Sachen, und theilt durch dieselben dem andern eben die Vorstellungen mit, die er selbst hat. So hoffe ich, verstehen wir nun, was das heiße: der Mensch hat Vernunft, denn wir wissen nun, was er damit ausrichtet.

K. Ich glaube, wir haben bey den Fähigkeiten des Menschen noch manches übergangen, z. B. die Freyheit.

L. Eben wollte ich darnach fragen, und es freut mich, daß Sie mir zuvor kommen. Sie besteht?

K. Darinn, daß ich thun kann, was ich will.

L. Ist nicht bestimmt geantwortet. Freyheit ist, daß ich nach Vorstellungen handeln kann, oder, daß ich das thun kann, was ich jedesmal für das Beste halte. Verstehn Sie mich, Franz?

F. Wollen Sie mir nicht ein Beyspiel geben?

L. Ein Thier handelt nach seinen Naturtrieben, d. h es sucht mit Hülfe seiner Sinne, besonders des Gefühls, Geruchs und Geschmacks, dasjenige, was ihm angenehm ist, und flieht das Gegentheil, ohne einen deutlichen Begriff zu haben, warum es dieß oder jenes thut, oder nicht thut. Der Mensch hingegen kann zuvor überlegen, und alsdann das thun, was er für das Beste ansieht. Ein Hund hat zum Beyspiel Hunger, er findet

ein

ein Stück Fleisch oder Brod, und er verzehrt es, denn sein Trieb oder Instinkt treibt ihn dazu, und er kann nicht zuvor überlegen, ob es wohl gethan sey, oder nicht. Der Mensch hingegen kann es, und kann es folglich unterlassen, wenn er es nicht für gut findet. --- Doch da wir einmal vom Menschen reden, in so fern er Vorzüge vor den Thieren hat, so wollen wir uns doch noch etwas länger dabey verweilen. Sie werden zu einer andern Zeit gehört haben, daß der Mensch auch moralisches Gefühl hat --- etwas, das ebenfalls den Thieren mangelt --- und kann mir Franz das wohl sagen?

F. Man nennet es auch Gewissen.

L. Das Gewissen aber ist? Karl wird das sagen können.

K. Gewissen, oder moralisches Gefühl, ist das innere Wohlgefallen, das man empfindet, wenn man nach seiner Ueberzeugung recht gehandelt hat, und das innere Mißfallen über sich selbst, wenn man wider seine Ueberzeugung gehandelt hat.

F. Darum sagt man auch wohl, ein gutes Gewissen, und ein andermal, ein böses Gewissen?

L. Freilich dieses selbstbelohnende und selbstbestrafende Gefühl hat der Schöpfer aus Weisheit und Güte tief in die Herzen der Menschen gelegt, und sie dadurch zum Guten zu ermuntern, und vom Bösen abzuschrecken. Und sollte dieses Gefühl wohl allgemein seyn? Sollte es jeder Mensch haben?

K. Ein jeder hat es; nur kann es durch wiederhohlte Laster sehr geschwächt und unterdrückt werden.

L. Nun so hört immer mit Unpartheylichkeit Euren innern Richter, meine Guten! Freut Euch, wenn Ihr ein gutes Gewissen habt, und schlagt seine Warnungen nicht in Wind, wenn Ihr gefehlt habt, so werdet ihr den begangenen Fehler bald wieder verbessern.

F. Hier fallen mir auch die schönen Verse ein, die Sie uns einmal gesagt haben,

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz!
Ihr thränenlosen Sünder bebet,
Einst mitten unter Rosen hebet
Die Reu' den Schlangenkamm empor,
Und sticht mit unheilbaren Bissen
Den Frevler in das Herz.

L. Die Verse sind aus der Passionsmusik von Graun komponirt. Sie führt den Titel: Der Tod Jesu, und der große Dichter Rammler hat die Poesie dazu gemacht. Die von Ihnen genannten Verse fallen bey der Gelegenheit vor, da Petrus den Erlöser verläugnet, und bald darauf den Schmerz über sein Verschulden in den bittersten Thränen verweint. Jedoch es mag hievon

geuug

genug seyn. -- Wie aber? unterscheidet sich nicht schon der Mensch durch den Bau, durch die Gestalt und Schönheit des Körpers gar sehr von den Thieren?

B. Daran ist wohl nicht zu zweifeln. Ich glaube, man sieht dieses am deutlichsten am Auge des Menschen, woran man fast alle Leidenschaften erkennt, ob er sanft, freundlich, zornig, hochmüthig u. d. gl. ist.

L. Man betrachte noch die Gedankenvolle Stirn, den geraden aufrecht sich haltenden Wuchs. Cicero in seinen Büchern vom Wesen der Götter sagt: „Die Gottheit richtet den Menschen über den Staub, wovon er genommen ist, in die Höhe, damit er den Himmel, dieses herrliche Schauspiel, betrachten möge.“ Und was thut des Mensch nicht alles mit Hülfe seiner Hände? Wie viele Werke der Kunst, des Vergnügens, der Nutzens, der Nothdurft, und Bequemlichkeit schaft er nicht durch seine Hände?

F. Ganz gewiß. Denn man sehe an, was man wolle, so findet man, die Menschen haben alles mit ihren Händen gemacht. Dergleichen Dinge zu machen ist kein Thier im Stande.

L. Nun setzt noch hinzu, daß der Mensch unter jedem Himmelsstriche leben, und sich an jedes Klima, jede Lebensart gewöhnen kann, da hingegen die meisten Thiere nur in demjenigen Himmelsstriche leben können, der mit ihrer Natur übereinkommt. Der Mensch lebt in den kältesten Nord-

län-

ländern, in gemäßigten Erdzenen, und unter der Linie; aber bey den allermeisten Thieren verhält sich's hierin anders. Das Rennthier, z. B. würde in Deutschland nicht fortkommen, weil seine Natur zur Fortdauer in äußerst kalten Ländern eingerichtet ist, und ein Orang-Utang stirbt gemeiniglich, ehe er zu uns gebracht wird, weil er zu seiner Erhaltung ein sehr warmes Klima bedarf. So ist's mit mehrern Thieren. Was folgt nun aus dem itzt von mir gesagten, Franz?

F. Daß der Mensch auch in Ansehung seines Körpers einen großen Vorzug vor dem Thieren hat.

L. Sehr richtig! Und wohl uns, es auch zu wissen, daß wir unsterblich sind! Sonst wäre unser Loos auf dieser Erde dem Schicksale der Thiere weit nachzusetzen. Das Thier ist nicht unglücklich, wenn mit dem Tode sein ganzes Daseyn dahin ist. Denn es weiß nicht, daß es sterblich ist, kann sogleich den Tod und die Vernichtung nicht fürchten, sondern wird gleichsam vom Tode überrascht, ohne dessen Schrecken mit Bewußtseyn zu fühlen. Aber der Mensch, der es weiß, und durch tausend Vorfälle erinnert wird, daß er sterblich ist, würde äußerst elend, wenn er nicht wüßte, daß der Tod nicht das Elend seines Lebens, sondern nur ein Umtausch eines unvollkommnen Lebens mit einem weit glückseligern wäre. -- Aber er weiß es, kann es wenigstens wissen, daß er unsterblich ist, und das giebt allen seinen übrigen Vorzügen ihren wahren Werth, und erhebt ihm unendlich weit über alle übrigen Geschöpfe dieses Erdbodens.

R. Wohl wahr, und ich glaube, wenn man fürchten müßte, daß mit diesem Leben alles vorbey wäre, man könnte niemals recht ruhig und zufrieden in der Welt leben. Mir scheint es so!

L. Und das nicht ohne Ursache, mitten in dem Gennsse eines Vergnügens würde uns oft einfallen: Wer weiß, wenn dich der Tod hinwegrafft, und dann ist alles auf ewig dahin.

R. Gewiß etwas trauriges! --- Jedoch, sie vergessen uns die Geschichte eines Wilden zu erzählen, die Sie uns versprochen haben.

F. Ey ja! das müssen Sie thun.

L. Ich werde mein Wort halten, und Ihr werdet aus der Nachricht, die ich Euch geben werde, lernen, was aus dem Menschen ohne alle Erziehung, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft, werden kann --- Habt also Acht!

„Im Jahre 1725. fand man in Niedersachsen in einem Walde unweit Hameln einen Knaben, der ganz wild zu nennen war. Er gieng auf Händen und Füßen, wie die Thiere, kletterte wie ein Eichhörnchen auf die Bäume, und nährte sich von Moos und Kräutern. Man stellte ihn in Hannover dem Könige von England, der eben an der Tafel saß, vor; der König gab ihm verschiedenerley von den aufgetragenen Speisen, welche da waren, und befahl, dafür zu sorgen, daß er zum Menschen gebildet würde. Denn jetzt grenzte er näher an das Thier, als Menschengeschlecht. Dieser

Zög-

Zögling der bloßen Natur mochte ungefehr 15 Jahre alt seyn. Kurz darauf entfloh er wieder in seine Wildniß, und da man ihn suchte, fand man ihn versteckt auf einem Baume. Er wollte nicht wieder herunter, und man war genöthigt, den Baum umzusägen, um den Flüchtling wieder zu bekommen. Im Jahre 1726. führte man ihn nach England; der ganze Hof untersuchte ihn, man wollte hören, was er für eine Stimme hätte; allein er gab keinen artikulirten Laut von sich, und schien von gar nichts eine Idee zu haben.

K. Er mußte aber doch mancherley auch in seiner Wildniß gesehen und gehört haben? So, dächte ich, hätte er doch einige Begriffe haben müssen.

L. Gesetzt auch, er hatte deren, so fehlte ihm doch die Sprache, um seine Begriffe mit Worten zu bezeichnen. —

Die einzigen Spuren von Verstandesfähigkeit, die man bey ihm gewahr wurde, zeigten sich, da er eine Taschenuhr an das Ohr hielt, und einen Handschuh anzuziehen versuchte, welchen die königliche Prinzessin selbst von ihrer Hand abgezogen und ihm gegeben hatte. — Eine von den ersten Sorgen seiner Erziehung war, auf seine Bekleidung zu denken. Man zog ihm also einen blauen Anzug an, nur war zu bedauern, daß ihm die Dekorazion mißfiel, ohne ihn zu interessiren. Ungeachtet man ihm ein weiches Bette gab, so machte er sich doch lieber in eine Ecke seines Zimmers, und schlief

sitzend,

sitzend, woraus man muthmaßte, daß er auf den Bäumen in der Positur geschlafen hatte, um sich vor den wilden Thieren zu sichern. Die Gewohnheit, auf Händen und Füssen zu gehen, war sehr schwer bey ihm auszurotten, und es bedurfte lange Zeit, ehe man ihn dahin brachte, aufrecht zu gehen, und die Frucht dieses schweren Sieges war, daß man sein Portrait so gut als möglich zeichnete; denn daß er dem Maler hätte sitzen sollen, wie er es haben wollte, daran war nicht zu denken. — Einige Zeit nachher wurde er der Sorgfalt des gelehrten D. Arbuthnot übergeben, welcher ihn auch taufte. Man schmeichelte sich, ihm bald im Christenthume Unterricht geben zu können, aber es war unmöglich, ihn reden zu lehren, so daß er nur einige artikulirte Worte ein wenig deutlich ausgesprochen hätte. Daher kam es, daß die Neugier der Leute, ihn zu sehen, bald aufhörte, und der Wilde in Vergessenheit kam, so wie mehrere Dinge, die den Menschen anfangs in das größte Erstaunen setzen. Man würde ihn ganz vergessen haben, hätte sich nicht Lord Monntbodo, ein sehr gelehrter Philosoph, seiner einmal wieder erinnert. Er ließ ihn aufsuchen, untersuchte diesen Menschen, fragte ihn um sehr viele Dinge, bekam aber keine hinlängliche Antwort, und trug deswegen die weitere Untersuchung dem Herrn Burgesses auf, der diesen Wilden, gegen das Ende des 1743sten Jahres gesehen hatte. Ich will euch einiges aus dem Berichte dieses Mannes, welchen

er von jenem gegeben hat, erzählen. Nach seiner Aussage also hatte der Mann die dauerhafteste Gesundheit von der Welt, eine ungleugbare Folge von seiner ungewöhnlichen Abhärtung in seiner Jugend, da er in seiner einsamen Wildniß ein bloß thierisches Leben führte. Er aß lieber rohe als mürbe gekochte Speisen, welches ebenfalls eine Folge seiner frühern Lebensart war, und trank sehr gern starke Getränke, besonders Brandtewein. — Er liebte eine leichte, ungezwungene Kleidung, die seinen Körper keine Gewalt anthat. Unter andern sah er gern Feuer brennen, und war im Stande, nach und nach einen ganzen Wagen Holz ins Feuer zu legen, bloß um das kindische Vergnügen zu genießen, ein recht großes Feuer brennen zu sehen. — Uebrigens that er niemanden etwas zu leide, nur mußte man sich hüten, ihn zu beleidigen, denn sonst konnte er sich nicht halten, über seinen Beleidiger in voller Hitze herzufallen, und ihn sehr übel zu behandeln. Viel Verstand und Beurtheilungskraft schien er nicht zu haben, und wenn er etwas gefragt wurde, so antwortete er selten mehr als zwey, drey Worte darauf, und sprach er ein Wort von zwey oder mehr Sylben aus, so trennte er allemal die Sylben so in der Aussprache von einander, daß er bey jeder ein wenig inne hielt. Hätte er z. B. das Wort Gütigkeit aussprechen sollen, so würde er es in der Aussprache so von einander

ge-

getrennt haben: Gü=tig=keit. Bey manchen Thieren schien er den Laut gemerkt zu haben, welchen sie von sich geben, und dieser Laut fiel ihm ein, so oft er den Namen des Thieres nennte. Nennte er z. B. den Hund, so konnte er nicht umhin, den Ton des Bellens dabey nachzumachen; und so oft er also das Wort Hund, oder vielmehr das Englische Wort Dog aussprach, so setzte er noch hinzu: Hauwau, weil — wie bekannt — das Bellen desselben auf diese Art klingt. Er starb in England auf einem Dorfe im Jahr 1783, in einem Alter von etlich siebenzig Jahren. — Dieß sey genug von der Beschreibung dieses sonderbaren Naturmenschen.

Gute Empfindungen eines guten Kindes beym Anfange des schönen Frühlings.

Vater. Heute sollst du dich recht freuen, liebes Dorchen! O ich freue mich schon zum voraus über die Freude, die ich dir machen will.

Dorchen. J! was denn, liebes Väterchen? Du machst mir ja immer so viele Freude. Ach, ich bins nicht werth, was du an mir thust. Wenn ich dir doch auch wieder Freude machte! Aber das ist nun manchmal so wie es ist. Ich weiß es wohl. Lieber Gott! habe doch Geduld mit mir, Väterchen! Willst du? Ich will mirs recht vornehmen, dir alle Freude zu machen. Du sollsts sehen.

V. Laß dich küßen, bestes Kind! wenn du das thun willst. Nun verdienst du erst, daß ich dir Freude mache. Wodurch du mir? Das weißt du recht gut. Allein durch Gehorsam, Fleiß und Artigkeit.

D. Ach gestern Abend, Väterchen! — ach ich weis es noch wohl. Da hatt' ich dich gekränkt; aber nicht mit Willen. Das weiß der liebe Gott. Es dauerte mich aber doch, daß ich weinen mußte.

V. Nein, mein liebes Kind! da gingst du zu weit. Du warest unschuldig. Das sagte ich dir ja. Ich wußte aber, das du an einem Orte warest, wo hinten das Wasser durchfließt. Da war mir

nur

nur so angst, als du ein Bißchen zu lange ausbliebest.

D. Das konnte ich dir an deinem Gesichte ansehen. Und das jammerte mich.

V. Je vorsichtiger du also wirst; und je weniger du allein aus Wasser gehst, desto mehr kannst du mich beruhigen, und desto mehr Angst kannst du mir ersparen. Wolltest du das nicht dir selbst, und deinem Vater zu Gefallen thun?

D. O, ja! bester Herzensvater! Noch mehr, als das. Es ist ja mein eigenes Bestes, wenn ich mich in Acht nehme. -- Du wolltest mir aber ja heute eine besondere Freude machen? Was wird das seyn?

V. Gleich sollst du es erfahren. Wir wollen heute zum erstenmale wieder nach dem Garten vor dem Thore gehen. Da gehst du doch wohl gerne hin? Da wollen wir ohne Buch Schule halten. Was meynst du dazu? Geschwind zieh dich an.

D. O Mütterchen! wo bist du? Komm! komm! es geht nach dem Garten. Willst du nicht mit? Laß mich doch noch ein Paar Kinderchen mitnehmen, die sich mit mir freuen!

Mutter. J, herzlich gerne, liebes Mädchen! Hat der Vater den guten Einfall gehabt? Es ist auch gar zu schönes Wetter. Ich will gleich alles einpacken.

D.Väterchen! wo bist du? Die Mutter will auch mit. Sie hat schon Zwiebacke, Milch, und

Abend

Abendbrod eingepackt. Da bin ich mit diesen Kinderchen. Sie wollen auch mit. Laß sie doch. O! sie sollen sich auch freuen!

V. No; so kommt denn, ihr Lieben! Springt nur vorweg; aber erhitzt euch nicht.

D. Ach, wie ist es doch schon so schön! Alles grün. Wie sich die Vögelchen freuen, und so lustig zwitschern!

V. Setzt euch hierher mit mir, unter diesen Baum, in das weiche Gras. Hier ist gut seyn. Hier wollen wir Schule halten — in dem großen schönen Garten Gottes. Ueber uns der blaue Himmel. Bey uns der liebe Vater im Himmel, der alles siehet und weiß, was wir vornehmen. Unter uns, neben uns, Gras, Kräuter, Blumen, Bäume mit Blüthen, und so viel lustige Vögelchen. In uns ein frohes Herz und gutes Gewissen, das sich über Gottes Güte freuet. Nicht wahr, hier wollen wir Schule halten?

D. O ja, bester Vater! hier halt' Schule, und sag uns recht viel Schönes von allem, was hier ist. Da wollen wir fleißig zuhören und uns freuen.

V. Was denkst du wohl, da es so schönes Wetter ist; da es anfängt, warm zu werden, da kein Schnee mehr da ist; Sieh dich einmal recht um, und dann sage mir deine Gedanken.

D. Was ich da denke, Vater! Das will ich dir wohl sagen. Wenn ich mich hier so umsehe, da denk'

denk' ich! Du lieber Gott, der Winter ist vorbey. Wir haben Holz, Kleider, Betten, Brod, und ein warmes Stübchen gehabt --- Alles genug. Sind alle gesund gewesen: ich du und Mütterchen. Die armen Leute kommen wieder vor, und sind noch vergnügter, als wir, daß sie nicht mehr einheizen dürfen.

V. Hast du den alten Graukopfigen Mann mit dem Stocke wohl gesehen, da wir nach dem Garten giengen?

D. O ja! er saß in der Sonne und wärmte sich.

V. Siehst du? so lebt alles wieder auf, was Odem hat, wenn der Winter vergangen ist. Auch das kleinste Würmchen kreicht hervor. Kucke einmal hierher: wie voll das Gras von Würmern ist; wie da alles unter einander durch kriecht!

D. Sieh doch, Vater! Da wirds Stachel -, und Johannisbeeren geben --- Hier stehen noch Veilchen. Davon muß ich Mütterchen ein Sträuschen binden. O! wie es so klein ist --- so unschuldig aussieht, und doch so niedlich riecht! Das liebe Blümchen!

V. So freue dich auch, mein Kind! deines Lebens in frommer stiller Zufriedenheit. Dieß ist dein Frühling. Da grünst du noch, wie diese Hecke; wie die schöne Rose, die bald aufblühen wird. Keine Pocken können dich mehr verderben. Du hast sie gehabt. Und dieß Veilchen lehre dich,

daß man klein, niedrig, aber doch gut und angenehm seyn kann.

D. O! da fliegt schon ein Buttervogel — ein ganz brauner, wie ein Fuchs — und da ein schwefelgelber, wie eine Zitrone. Soll ich sie fangen? Wo habt ihr dann gesteckt, ihr guten Thierchen?

V. Die sind noch nicht aus Eyern oder Raupen gekommen; sondern haben irgend wo in einem hohlen Baume gesteckt. Nun es warm wird, kommen sie hervor, paaren sich, und legen Eyer, daraus denn die ersten Räupchen auskriechen. Der braune heißt wirklich auch der Fuchs, und der andere der Zitronenvogel.

D. Ich dächte, sie wären den Winter über verhungert.

V. Nein, mein Kind! sie schlafen und genießen nichts. Der liebe Gott hat sie ohne Speise erhalten. Die Maulwürfe, die Hamster, und andere Thiere mehr, liegen auch im Winter unter der Erde; ingleichen die Frösche im Wasser — schlafen und fressen nichts. Was kann Gott nicht thun? weißt du wohl die Schilkröte, die wir im November in den Garten hinter dem Hause setzen? Weg war sie. Sie hatte sich in die Erde verkrochen. Im folgenden Frühjahre kam sie wieder vor, und lebte recht schön.

D. Was ist denn das hier am Baume? Lauter kleine Pelzwerke!

V. J, das ist ja gut, daß du das entdeckst.

Laß

Laß uns einmal mit der Nadel die Pelzhaare aus einander machen. Kucke her! Was sitzt da drunter?

D. Lauter kleine Kügelchen. O in schwerer Menge!

V. Halt dein schwarzes Schürzchen unter, und laß sie da hineinfallen, wenn ich sie losmache. Wundershalben zähle sie doch einmal.

D. Ich will mich damit ganz allein hinsetzen, und sie recht genau zählen. Vater! weißt du, wie viel? Just 425. Aber was sinds denn für Kügelchen?

V. Nun will ich dirs sagen. Das sind lauter Schmetterlingseyer, woraus die Stammraupen werden, mit dem dicken Kopfe, und den vielen Haaren, die so entsetzlichen Schaden an den Bäumen thun, und alle Blätter wegfressen. Hätten sie nur noch acht Tage gesessen, so kamen die Räupchen heraus, krochen in die Höhe nach den Blättern, und da waren alle unsre schönen Bäume verlohren. Da sitzen an dem Stamme noch wohl sechs solche Pelzstellen. Laß sie uns geschwind abkratzen, und ins Kaminfeuer werfen; so retten wir den Baum.

D. O! so viele Thierchen todt zu machen.

V. Das ist nicht unrecht, wenn sie sich zu stark vermehren, und den Menschen zu vielen Schaden thun. Dazu hat der liebe Gott den Menschen die Herrschaft über die Thiere gegeben. Stelle dir nur vor. Hier in diesem Pelzfutter, die du gezählt

hast,

hast 425. Und nun noch sechse dazu. In jedem nur 400 — sind 2825. Wenn die sich auf dem Baume ausgebreitet hätten, wie kahl würden sie ihn gefressen haben! Und wer weiß, wie viel noch an den übrigen sitzen?

D. Aber warum sitzen denn die Eyer in solchem dicken Pelzwerk?

V. Damit ihnen Kälte, Frost und Schnee nichts schaden. Im Herbste legt sie das Schmetterlingsweibchen dahin an den Stamm, und zieht bey jeder Lage eine Schicht Haare hinten aus dem Leibe, womit sie die Eyer einfüttert. Wer mag dieses Thierchen wohl gelehrt haben, auf solche Art seine Nachkommenschaft zu erhalten? Ist das nicht eine große Weisheit Gottes?

D. O, Kinderchen! seht doch, was wir heute gelernt haben! Wer sollte das denken, daß ein Buttervogel so niedliches Pelzwerk machen könnte?

D. Da singen schon schöne Vögelchen. Eine Meise! O! über die hübschen Farben des Vögelchens, schwarz, blau und gelb! Pink! Pink! wie sichs da an dem äußersten Zweige halten kann! Und ein Finke: Dideldidelda! Wie sie so frölich sind! Aber horch! Da unten am Wasser, was da passirt? Da hör' ich, deucht mir, die schöne Nachtigall.

V. Verdenkst du das, den Vögelchen, daß sie so lustig sind? Die merken dir das Frühjahr so

gut,

gut, wie wir. Unter ihnen ist nichts, als Unschuld, Lust und Freude. Sie machen schon Anstalt, ihre Nester zu bauen. So weiß jeder Vogel seine Zeit. Bald wird auch der treue Storch wieder kommen. Aber gewiß nicht eher, als bis die Herren Langbeine da im Wasser wieder herum koaxen, damit er sie mit seinen langen Schnabel holen kann. Und die Schwalbe auch nicht eher, als bis die Lufttänzer, die Mucken, wieder schwärmen. Merkst du wohl, daß nur Gott das so einrichten konnte? Wir können nicht eine Schwalbe ernähren.

D. Laß uns nach dem Lusthause gehen, Vater! es will regnen. Mutterchen wird uns gewiß rufen wollen.

V. Wenn nur ein warmer Regen käme! Da würde es erst recht grün werden. Ach! wie es schon so angenehm und fruchtbar riecht! Du guter Gott! Schaue einmal dahin an den Himmel.

D. O! ein kostbarer Regenbogen! Doppelt! Vater! Der Wiederschein. Das hast du mir schon gesagt. Komm nur! Es regnet stärker.

V. Was hast du denn da für ein Blättchen?

D. Ein Erdbeerblättchen. Darauf kriecht dir gar ein allerliebstes Thierchen. Wie eine kleine Schildkröte. Wie es glänzt, als wenns gemalt wäre! Braungelb mit schwarzen Pünktchen. Ueber die kurzen Füsse. Wenn ichs anrühre, zieht es sie unter sich, daß man nichts sieht. Dann sitzt es

stock-

stockstille, wie eine pure Schaale. Was mag das wohl seyn?

V. Das hat der liebe Gott auch den Winter durch erhalten. Denke einmal, wie vielen Kreaturen er täglich den Tisch bereitet! Dieß nennt man, weil es so artig und niedlich aus sieht, ein Marienhühnchen, oder Johanniswürmchen. Könnte auch ein Schildkrötenkäfer heißen. Ein sehr nützliches Thierchen!

D. Wie so? Ich dächte, dazu wär' es zu klein.

V. Nicht alles, was klein ist, hat darum keinen Nutzen. Wie klein ist ein Hirsenkorn, und giebt doch eine so schöne Speise! Da thuts die Menge. Hier auch. Wenn du wissen solltest, was dieß Würmchen erst ist, ehe es dieß schöne Käferchen wird; du würdest es kaum glauben. Ein abscheulicher häßlicher Wurm mit Haarne und Zangen, mit Ochsenhörnern, daß du erschrecken würdest. Diese sitzen immer zwischen den Blattläusen und fressen sie bey hunderten. Wie würden sich die sonst vermehren und den Pflanzen schaden! Daher nennt man sie auch Blattlauslöwen, weil sie wie Löwen drunter würgen. Ein solcher häßlicher Wurm verwandelt sich in dieß schöne Käferchen, das alle Kinder so lieb haben.

Ich will dir einmal einen weisen. Thue ihm ja nichts zu Leide. Es hat sich in deinen Schutz begeben; das niedliche Hühnchen!

D. Gleich sollst du deine Freyheit haben. Lauf hin, flieg hin, liebes Hühnchen! wohin du willst.

Der

Der liebe Gott hat dich erhalten; und ich sollte dir das Leben nehmen, da du jetzt erst wieder angefangen hast zu Leben?

V. Sieh einmal dahin, was da im Kamine liegt!

D. Burr! was ist das? Eine todte Eule. Wo bist denn du hergekommen?

V. O eine scharmante Eule!

D. Du hast ja zu Hause eine unter dem Glase, eben so eine. Unser Nachbar hat noch mehr. Wie heißt sie doch? Ich habe es gewußt.

V. J, eine Schleyereule, weil sie einem Kopf hat, der aussieht, wie ein Schleyer. Betrachte einmal die schönen, welchen gesprenkelten Federn. Die ist gewiß durch den Schornstein hereingekommen, und hat sich nicht wieder heraus finden können. Drum hat sie verhungern müssen.

D. O das arme Thier!

V. Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling vom Dache. Die war nichts mehr nütze in der Welt. Sonst wäre sie nicht umgekommen.

M. Kommt, meine Lieben! Laßt uns nun das Abendbrod essen, und Gott danken, der uns so viele Freude schenkt.

Kann

Kann auch wohl die Seele krank seyn?

Anton war ein recht gutes Kind, denn er war sehr fleißig, sehr mitleidig, nicht bloß gegen Menschen, sondern auch gegen jedes Thier, und wo er nur irgend eines in Noth oder Gefahr sahe, da waren seine kleinen Hände geschäftig, es herauszureißen. Jedes Unglück, jede Noth, von der er nur erzählen hörte, rührte ihn bis zum Thränen.

Von seiner Gefälligkeit und andern guten Eigenschaften will ich nichts erwähnen; sie machten ihn nur noch liebenswürdiger.

Ihr werdet daher vermuthen, daß er recht zufrieden und glücklich lebte, weil euch eure eigne Erfahrung schon gesagt hat: *Wenn man selbst gut ist, so gehts einem auch immer recht gut.*

Aber ihr kleinen Leser, dießmal sag ich: ihr vermuthet falsch, denn er lebte nicht glücklich und zufrieden.

Er hatte einen Fehler an sich, der ihm beynahe alles verbitterte, und ganz allein schon hinreichend war, ihn beständig unzufrieden zu machen. Ich will ihn noch nicht nennen, sondern ihr möget sehen, ob ihr ihn, aus dem was ich von Anton sagen will, selbst errathen könnt.

Wenn Anton etwas Unanständiges that, und man verbots ihn auch nur blos mit den Augen, so war ihm das schon wie ein Donnerschlag. Er schlug

schlug die Augen nieder, und sieh da es kam ein Thränchen, und er wurde traurig.

Zeig einmal deine Hände Anton! — sagte die Mutter: hast du doch heute recht rein gewaschen: Ja es ist so, so! — Gleich rollte wieder ein Thränchen zu den Wangen herab, und Anton fand schon wieder Ursach eine Zeitlang traurig zu seyn, und kein Wort zu sprechen.

Ey Himmel Anton, wer wird so schief schreiben? — Eine solche Frage war schon genug, wieder Thränen in seine Augen, und stumme Betrübniß in seine Seele zu briugen.

Wenn der Wind auf einem Spaziergange wehete, oder wenn die Gesellschaft etwas zu hurtig gieng, gleich weinte er eins los.

Nun wer wird iezt den Fehler Antons nennen können? --- er hieß? zu große --- --- Empfindlichkeit.

Recht so! getroffen! dieß war der böse Fehler der sein Leben stündlich verbitterte, und die Sache gieng so weit, daß sich seine Eltern kaum getraueten, ihm Verweise zu geben; denn man war wegen seiner Augen besorgt, und sah nicht gern, daß er traurig wurde.

Sollte man ihn nun aber gehen lassen, und gar nichts mehr an ihm verbessern? Nein das war für die Eltern etwas unmögliches, weil sie ihn so sehr liebten.

Man merkte nur zu deutlich, daß Anton noch zu wenig Einsicht hatte um die Absicht einzusehen,

warum

warum man ihm, wenn er fehlte, Verweise gab, und daß er glaubte, es geschehe ihm zu viel. Deswegen nahm sichs dann der Vater vor, einmal recht ausführlich mit ihm darüber zu sprechen.

Sie giengen beyde Spaziren, und da fieng der Vater so an: Höre Anton glaubst du denn, daß ich dir gut bin?

Anton. O ja lieber Vater.

V. Woher weißt du denn das?

Ant. Das weiß ich daher, weil sie mir schon so viel geschenkt haben.

V. Also wenn ich dir etwas schenke, dann bin ich dir gut, aber sonst nicht?

A. O ja auch sonst. Als ich neulich so krank war, da haben sie sich rechte Mühe gegeben, mich wieder gesund zu macheu. Da haben sie an meinem Bette gewacht, sind immer für alles besorgt gewesen, und haben mir auch Arzneymittel gegeben.

V. Du hast recht Anton, daran kannst du sehen, daß ich dich liebe. Hätt' ich dich liegen lassen, so wärst du vielleicht an den Blattern gestorben, und das wäre ein Zeichen gewesen, daß ich dich nicht lieb hätte. Nicht so?

A. Ja! freylichwohl.

V. Höre Anton, kann denn auch wohl die Seelekrank seyn?

A. (denkt nach.) Ich weiß nicht. --- Ja doch ich besinne mich, als einmal der unsinnige Töffel unten im Hause war, der so verwirrt sprach, da

fragte

fragte ich; Vater was fehlt dem Manne? --- da antworteten sie: er ist krank der arme Mensch. Und als ich ihnen zeigte, wie gesund und munter und stark er aussähe, da sagten sie mir, sein Körper sey nicht krank 'sondern seine Seele.

V. Brav! – Sieh' das hast du doch recht gut behalten. Aber ich sagte dir auch was ihr fehle; weißt du das noch?

A. Ja! Sie sagten es fehle ihr an Verstande, sie kenne nicht recht denken.

V. Gut. Siehst du nun? die Seele kann also auch krank seyn. Kennest du denn wohl noch Jemand, dessen Seele krank wäre?

A. (besinnt sich.) --- Nein Vater ich kann mich nicht erinnern.

V. Ich kann dir drey Personen nennen: Franz, Leopold und Adolph. Besinne dich einmal, woran ihre Seelen krank seyn mögen.

A. Ach ja lieber Vater ich weiß es. Franz ist so böse, so falsch, so tückisch, er stößt einem gleich in Koth, wenn er eine Gelegenheit finden kann. Leopold ist so schwazhaft, und Adolph spricht nichts als Lügen. Nicht wahr?

V. Ganz recht. Ihre Seelen sind krank an der Falschheit, an der Schwazhaftigkeit, und am Lügen.

Höre mich einmal an, Anton!

Als dein Körper neulich an den Blattern krank war, da pflegte und wartete ich dich, und gab dir Arznei. Hätte ich das nicht gethan, und mich

gar nicht um dich bekümmert, was hättest du wohl von mir denken müssen?

A. Ich hätte denken müssen, daß sie mir nicht gut wären.

V. Hast Recht. Nun sieh mich einmal an, Anton! --- (beide standen still) --- und antworte frey heraus! Wenn nun deine Seele krank wäre, und ich wollte mich gar nicht drum bekümmern, sondern sie immer krank seyn lassen, würdest du glauben können, daß ich dich lieb hätte?

A. Nein, das könnt ich wohl nicht.

V. Du hast recht geantwortet. Gesetzt aber, ich wollte deine Seele von ihren Krankheiten zu heilen suchen, und dir Mittel gegen dieselben geben, so thät ich doch gewiß daran etwas Guts, und du müßtest denken: „Ei mein Vater muß mir doch recht gut seyn, denn er wendet alle Mittel an, um meine Seele recht gesund zu machen.“ ---

Aber ich kenne nun Jemand, der denkt gar nicht so, sondern wenn ich ihm Mittel wider solche Krankheiten anbiete; so weint er, wird äußerst empfindlich, traurig, und thut, als wenn ihm sehr was Böses widerführe. Solltest du wohl errathen, wer das ist?

A. (Schweigt beschämt still.)

V. Ich will ihn dir noch mehr beschreiben: Anstatt, daß er mir die Krankheiten, daß heißt: die Fehler seiner Seele immer recht aufrichtig anzeigen sollte, so sucht er sie lieber zu verbergen, damit ich keine Mittel wider dieselben anbieten soll. Kennst du ihn?

A.

A. (Schweigt ganz verwirrt.)

V. Anton, du selbst! du selbst bist es, der es so macht. O Anton wie thöricht handelst du! — Deine Mutter und ich, wir lieben dich so herzlich, geben dir alles um deinen Körper zu ernähren, und können nicht schlafen, wenn er krank ist, sollen wir denn deine Seele krank seyn lassen, ohne uns darum zu bekümmern?

A. (Weint.)

V. Du suchst uns die Krankheiten, das heißt die Fehler deiner Seele zu verbergen, und wenn wir sie dennoch entdecken, und sie durch unsere Erinnerungen heilen, das heißt: dir abgewöhnen wollen, dann wirst du ungehalten, weinst, und glaubst vielleicht, man thue dir Unrecht.

Gut, so mag es denn seyn! Laß deine Seele immer krank bleiben, ich und deine gute Mutter wollen uns nicht mehr um dich bekümmern; denn so willst du es doch gerne haben.

Hier konnte sich Anton länger nicht halten, aus seinen Augen floß ein Strom von Thränen, er umarmte die Knie seines guten Vaters und versprach künftig offenherziger zu seyn, und in jedem Verweise die Liebe seiner Eltern zu erkennen.

Die Mücken.

D. Ich weiß nicht, was mir diese Nacht immer vor den Ohren gewesen ist. Ich konnte nicht davor schlafen. Hiß - ß - ß - ß - gieng es immer. Und das so fein, daß es einem recht im Kopfe zitterte.

K. Das will ich dir wohl sagen, was das gewesen ist. Siehe nur erst einmal in den Spiegel. Da wirst du es sehen, was diese Nacht so gesummet hat.

D. Du hast gewiß Lust, mich zu vexiren, Karl! Wie kann ich denn im Spiegel sehen, was mir diese Nacht auf der Kammer vor den Ohren gesungen hat.

K. No; so thue mir nur den Gefallen, und kucke einmal in den Spiegel. Ich vexire dich wirklich nicht. Du sollst es sehen, so wahr, als ich Karl heiße. Ha! ha! ha!

D. Das kann ich endlich leicht thun. Himmel! wie sieht mein Gesicht aus? Eine Buckel bey der andern. Hab' ich mich drum diese Nacht so kratzen müssen.

K. Siehst du? Das sind die Summdinger, die so gestochen haben.

D. Summdinger? Was für Summdinger? Die kenn' ich nicht.

K. J! Mücken sinds, wenn du es wissen willst.

D. Wie kämen denn die in die Kammer? Draußen hab ich sie wohl in der Luft tanzen gesehen.

K. No;

K. Nu; du kannst es glauben. Da kömmt eben der Vater her. Vater! Dorchen will nicht glauben, daß es die Mücken so gestochen haben.

V. Nichts anders, mein Kind! Denn die haben einen bösen Stachel.

D. Die Mücken? einen Stachel? Diese so kleinen Thierchen? Ich dächte, die Bienen hätten nur einen Stachel?

V. Die Mücken auch. Damit saugen sie das Blut aus.

D. Die Mücken? Das ist doch artig. Wenn ich nur wüßte, wie sie in die Kammern kämen?

V. J! sie kommen ins Fenster, und singen dir erst etwas vor den Ohren. Hernach lassen sie sich so sachte auf dem Gesicht nieder, und saugen dir das Blut aus, daß du es nicht fühlst, als nachher, wenn es juckt und brennt.

D. So ist das mit den Mücken? Wartet, ich werde die Fenster hübsch zumachen. Ich bedanke mich für eure Nachtvisiten. Aber die Dinger müssen doch artige Flügelchen haben, daß sie so niedlich damit singen und summen können?

V. Das thun sie nicht mit den Flügeln, so wenig, als die großen Fliegen; sondern mit etwas ganz anderm.

D. Nicht mit den Flügeln? Womit denn?

Lud. Nicht mit den Flügeln, Vater? Das wäre doch sonderbar? Das hab' ich denn doch noch nicht gewußt.

V. O es ist noch vieles bey deinen Insekten, die

die du sammlest, was du noch nicht weisest, und was wir alle noch nicht wissen.

Die Mücken aber machen den singenden Ton mit ganz kleinen Instrumenten, die sie an jeder Seite unter den Flügeln haben. Dorchen! lauf nur einmal nach der Kammer, und hole uns eine Mücke. Da flattern gewiß noch welche an den Fenstern.

L. Wir alle mit. Das muß ich wissen, wie die Dinger das Gesinge machen. Hier, Vater! sind wohl drey.

V. No, so gebt einmal eine her. Ich will sie erst an eine Nadel stecken. So können wir sie besser besehen.

Hier heb' ich den einen Flügel auf. Seht ihr da das kleine Dingelchen? Hier, wo ich mit der Nadel hinweise! Dies Stielchen? Oben ein Knöpfchen?

L. O ja! Ich sehe es recht gut. Was ist denn das?

V. Das nennt man das Halterchen; das Hämmerchen; die Balanzirstange. Seht ihr aber auch drüber das kleine Schuppchen? Bey den großen Fliegen ists sehr deutlich zu sehen. Fangt einmal eine.

K. Da ist eine. O ich sehe das Ding schon.

V. Wenn nun die Mücke fliegt; so zittert das Hämmerchen beständig, und schlägt an das kleine gespannte Schuppchen, oder Häutchen. Davon entsteht der singende Schall, davon du, Dorchen,

des

des Nachts nicht schlafen kannst. Wie ein Paar Trommelstöckchen schlagen die Hämmerchen auf die Häutchen. Dann singen die Mücken. Und wenn ihrer viele in der Luft tanzen; so ist es ein mächtiges Gesinge, wie ihr oft gehört habt.

D. J! so sind ja die Mücken kleine Trommelschläger; kleine Tambours?

L. No; das ist mir lieb, daß ich das weis. Stille! da will ich Amtmanns Ferdinanden was aufzurathen geben, der sich so viel auf seine Insekten einbildet.

V. Sie müssen auch den Mücken wohl beym Fluge helfen. Wenigstens erleichtern sie den Flug sehr bey den großen Aasfliegen. Schneidet man da das eine Schuppchen und Hämmerchen mit der Scheere ab, und läßt die Fliege fliegen; so fällt sie immer auf die eine Seite, wo es fehlt. Schneidet man sie beyde ab; so kann sie fast gar nicht fortkommen, und fliegt erbärmlich.

L. Ey! das werd' ich gleich probiren.

D. Ja! daß du brav was zu quälen hast. Da werden gewiß ein Paar hundert Fliegen dran müssen.

L. Die reichen nicht.

V. Nein! Ludwig, das thue nicht. Das ist unrecht. Wenn du es mit einigen probirt hast; so höre auf. Dazu hat uns der liebe Gott die Kreaturen nicht gegeben, daß wir sie quälen und verstümmeln; sondern daß wir von ihnen lernen, und die große Weisheit erkennen sollen, mit der sie ge-

bildet,

bildet, und auch ihre kleinsten Theilchen, wie hier die Hämmerchen an der Mücke, zu so besondern Absichten eingerichtet hat. Kann wohl ein Mensch das nachmachen?

D. O nein! Der liebe Gott kann gar zu schöne Sachen machen. Wenn mir nun die Dingerchen des Nachts wieder was singen; so will ich nicht mehr böse auf sie seyn; sondern an den lieben Gott denken, der sie so artig und niedlich gebildet hat.

Fortsetzung.

Mückenstachel und Flügel.

V. Heute, Kinder! wollen wir noch einmal bey der Mücke in die Schule gehen. O! wir haben da noch viel zu lernen. Wo ist Ludwig?

L. Hier, Vater! Ich habe da eben eine Mücke erwischt. Der kleine Henker hat mich gestochen! Ich dachte, da sie sich auf die Hand setzte: nun willst du doch einmal recht zusehen, wie sie es macht. Da suchte sie — suchte erst mit dem Rüssel vorne, auf der Haut hin und her, bis sie eine Stelle fand, die ihr gefiel. Da stellte sie sich mit den Beinen feste, und nun giengs los. Der Stachel gieng gerade hinein. Erst fühlte ich nichts. Aber hernach, da brennte nnd stach es. Ich hielts aus. Wohl bald eine Viertelstunde. Paz! schlug ich mit dem Finger zu. Da quetschte die Mücke.

Kucke einmal das Blut. Wie dicke sie sich gesogen hatte? Und nun ist eine dicke Buckel. O! das juckt, das ichs gleich kurz und klein kratzen möchte.

V. Du kannst deinen Mückenstich gut erzehlen; aber du weißt lange noch nicht, wie sie es macht, wenn sie sticht und saugt.

L. Ich das nicht wissen? Ich habs ja gesehen?

V. Hast nichts gesehen. Nur ein bischen Geduld. Erst muß ich dir sagen: nur die Männchen stechen. Die Weibchen haben keinen Stachel.

L. J! das wäre ja.

V. Wenn sich nun die Mücke auf deine Hand setzt; so denkst du wohl: sie sticht den Haarichten! Rüssel, den du gesehen hast, sogleich hinein.

L. Ja! so hab' ichs gesehen.

V. Freylich scheint es so. Was aber da im Verborgenen vorgeht: das hast du nicht gesehen. Da sind viele und große Wunder Gottes zu sehen.

D. O! laß sehen, Väterchen!

V. Der rauhe Rüssel, Ludwig! das ist nur die Scheide. Darinn steckt erst der Stachel. Wenn sie den Rüssel auf der Haut ansetzt; so sucht sie erst ein offenes Schweißloch in derselben. Dann steckt sie den Stachel hinein — recht tief ins Fleisch, daß das Blut kömmt, und das saugt sie denn in sich. So wieder Stachel hineingeht; so schrumpft sich die Haut der Scheide dichte zusammen, und wenn sie den Stachel herauszieht; so fährt die Scheide wieder darüber.

Siehst du: so machts die Mücke, wenn sie sticht und saugt. L. Ey!

L. Ey! das hatt' ich nicht gedacht. Nun sehe ich wohl, daß ich vieles noch nicht weis.

V. Du sollst gleich noch mehr erfahren. Schaff ein Paar Mücken.

L. Die will ich bald kriegen. Hier sind sie.

V. No; so wollen wir denn einmal eine Mückenstachel, unter dem Vergrößerungsglase besehen. Seht, hier schneide ich den Rüssel ab, und lege ihn zwischen diese beyden Glasplatten, daß ich ihn etwas drücken kann. Kucke einmal herein.

L. Das ist ja ein abscheulich haarichtes Ding.

V. Es ist die bloße Scheide. Gieb Achtung. Ich will ein Bischen drücken.

L. Ach! da kömmt der Stachel. Der ist ja braun, wie Horn. O! über das spitze Ding!

V. Siehst du weiter nichts daran? Vorne an der Spitze mußt du zusehen.

L. O! lauter kleine spitze Häckchen seh' ich.

V. Das sind Widerhät'chen, womit sich der Stachel festhält. Bedenke einmal, wie klein? Hundert und vierzig tausendmal kleiner mußt du dir alles vorstellen, als du es hier siehest. Das ist erst die natürliche Größe.

L. Das kann man ja gar nicht sehen?

V. Das kann man auch nicht. Lerne hier, daß viele Dinge in der Natur sind, die wir mit keinnen Augen sehen können, und die doch ihre Dienste thun, die sie nach Gottes Absicht thun sollen.

D. Vater! weise uns doch auch einmal einen Mückenflügel. Der muß unter dem Glase scharmant aussehen.

V. O! recht gerne. Da sieh' einmal herein. Ich habe einen Flügel untergelegt. Was siehest du?

D. Scharmanteres kann man gar nichts sehen. Was ist dagegen aller Kleiderputz? Wie ein Palatin? Wie ein gefrornes Bäumchen? Ach! an den Seiten die spitzen Dingerchen, wie kleine Messerchen. Was ist das alles? Ich kann mich nicht satt sehen.

V. Das sind wahre Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes. Wer hat eins davon erfunden? Welche Kunst kann ein solches Büschchen nachmachen? Keins vergeblich. Alles dazu, den sanften Flug des Thierchens zu erleichtern.

Nun wollen wir den Flügel einmal ein Bischen abwischen, und von den Stäubchen, die am Finger sitzen bleiben, einige aufs Glas bringen. Sieh einmal!

D. Das sind ja alles kleine Federchen. Ach Gott! wie schön ist das?

V. Die stecken alle in der zarten Haut des Flügels. Wenn nun das Thierchen fliegt; so fangen sie damit Luft, und erleichtern ihm das Fliegen. Sie sind ganz anders beschaffen, als die Federchen auf den Schmetterlingsflügeln Einem Jeden, auch dem kleinsten Thierchen, wie dieser Mücke, hat Gott gegeben, was es braucht. Das ist eben Weisheit Gottes.

Die Geburt der Mücken.

D. Aber, Vater! da du uns gestern so viel schönes von den Mücken gewiesen hast; so möcht' ich doch wohl wissen, wo die Dingerchen herkommen?

L. Das weis ich doch auch noch nicht. Von den Schmetterlingen weis ichs wohl. Diese legen Eyer. Daraus kommen Raupen, und wenn die ihre Zeit gefressen haben; so verwandeln sie sich in Puppen, und dann in Schmetterlinge; aber von den Mücken weiß ichs nicht.

V. Wo die Mücken herkommen? Aus dem Wasser. Was sagt ihr dazu?

D. Aus dem Wasser? Vater! du spaßest. Marie hat doch so manchen Eimer Wasser hier aus dem Brunnen gezogen; ich habe aber noch keine Mücke darinn gesehen.

V. Genug, aus dem Wasser kommen sie.

L. I! Vater. Das kann ich unmöglich glauben. Das hab' ich wohl gesehen, daß die Mucken ins Wasser fallen, und ersaufen. Aber sie können nicht wieder heraus kommen, wenn ihre zarten Flügelchen naß werden. Und du sagst doch: sie kämen aus dem Wasser?

V. Wenn ihrs nun selbst sehet, mit euren Augen, wollt ihrs denn glauben?

L. Ja! dann glaub' ichs.

V. No; so will ich euch heute einmal eine Lust machen, dergleichen ihr noch nicht gehabt hat.

L. Da

L. Da sollen wir wohl gar die Geburt der Mücken sehen?

V. Was anders, als dieses, damit du, ungläubiger Thomas! andres Sinnes werdest.

L. No; Vater! wenn du das kannst, uns die Geburt der Mücken weisen; aber aus dem Wasser; so will ich auch mein Tage nichts wieder sagen.

V. Ich will jetzt gar nichts mehr sagen. Draußen, der schwarze modrichte Graben, wovor euch immer so ekelt, der soll dir bald den Glauben in die Hand bringen.

L. Ich will doch nicht hoffen, daß die Mücken da aus dem Moder wachsen?

V. Wachsen? wachsen? Nichts lebendiges wächst hervor, wie ein Schwamm, oder wie eine Pflanze; sondern es wird von seines gleichen erzeugt und gebohren. Das merke dir in der Natur ein für allemal. Weiter will ich aber jetzt nichts sagen, hörst du wohl?

T. I! Ludwig; du mußt auch den Vater nicht verdrüßlich machen.

K. Ja! so macht ers immer. Ewig hat er was einzuwenden.

L. Bist doch nicht böse, bestes Väterchen? Ich glaube dir alles. Nur daß die Mücken aus dem Wasser kommen, kann ich gar nicht begreifen.

V. Ich lobe deine Begierde, mehr zu wissen, und zu zweifeln. Nur muß sie hübsch bescheiden bleiben, besonders gegen Leute, die zehnmal mehr wissen, als du. Auch ist vieles in der Natur, was sol-

solchen kleinen Männern, wie du, und deines gleichen, noch unbegreiflich ist.

Nun aber, allons! Wir wollen ein Bißchen vors Thor gehen. Ludwig! wo ist die Schöpfkelle? Wo sind die Gläser? Vergiß die Stopfen nicht.

L. Alles parat, bester Vater! O! ich freue mich.

Dorchen. Karl! macht. Der Vater ist schon fertig.

V. No, so kommt, und folget mir. Da vorwärts hin, wo der schwarze Modergraben fließt.

D. Ach! da ists eben nicht hübsch.

V. In den häßlichen, stinkenden Modergraben sind die größten Wunder der göttlichen Allmacht und Weisheit. Denen Thierchen, welche darinn leben, ist dieser Graben eben so schön, und angenehm, als euch eine reine Stube ein weiches Bette und eine Schüssel mit Zuckerplätzchen.

D. Leben denn darinnen Thierchen? Ich mag nicht mit leben.

K. J! das glaub ich wohl. Und diese Thierchen mögen da nicht leben wo du lebst.

V. No; nun solls losgehen. Da, trettet erst einmal hieher vor den Graben, und kukt starre darauf.

L. O! darinnen lebt und schwebt ja alles. Was sind das für Thiere?

V. Die Kelle und das Glas her. Nun füll ich ein. Ach! nun schaut einmal her. Wie das geht? Kopf unten, Kopf oben.

L. Das sind rechte Harlekins. Die schießen ja beständig Purzelbaum. Wirl! wirl gehts in die

Höhe,

Höhe, und so wieder herunter. Das sind lauter schwarze Räupchen. Ueber den dicken Kopf! O Vater! sag doch, was das für Thierchen sind?

V. Das sind die Mütter der Mucken, von denen sie herkommen.

L. Das werden Mücken? No; ich mag nichts sagen; aber — Vater. Diese Würmer nehmen wir mit nach Hause. Mehr will ich jetzt auch nicht sagen. Da wollen wir sie erst recht besehen.

L. No; ich will alles geduldig abwarten.

D. Daran thust du sehr wohl, mein Ludwig!

V. Es ist noch helle genug. Seht, hier hab' ich eine Glasröhre, wie an den Wettergläsern Die halt' ich oben mit dem Finger zu. Nun stecke ich sie ins Wasser. Gebt Achtung denn da in der Mitte will ich fangen. Ich halte die Röhre gerade über ihn. Nun mache ich oben auf. Seht ihr wohl? Husch! fährt er mit dem Wasser herein, da es oben Luft kriegt. Geschwind aber muß ich wieder mit dem Finger zuhalten; sonst bleibt das Wasser nicht darinn, wenn ich die Röhre herausziehe. Aber jetzt halt ichs über ein Uhrglas, lasse oben los; da ist das Dingelchen mit dem Wasser darinnen. Wie es so lustig ist!

K. J! das ist doch schnurrig. Wie könnte man sonst die kleinen Thierchen aus dem Wasser heraus kriegen? Vater. Laßt das stehen, wie es steht. Geht in eure Lehrstunde. Hernach sollt ihr alles sehen, wenn ihr fleißig gewesen seyd.

Fortsetzung.

V. Jetzt thue ich hier ein Tröpfchen Wasser auf den Glasschieber. Das seht ihr doch? Und nun nehme ich ein kleines Pinselchen, fahre damit in das Uhrglas. Husch! hab' ich das Würmchen daran. Und nun geschwind damit in das Wassertröpfchen, und unter das Vergrößerungsglas. Schaue einmal durch, Dorchen!

D. O! ich fahre zurück. Welch' ein gräßlich! Thier!

L. Laß sehen O! über den Kopf und Bart. Ach es hat ja Zangen. Wie es das Maul aufthut Es hat ja auch zwey Schwänze.

V. Die muß das Thierchen haben Sonst könnt' es nicht im Wasser leben. Mit dem einen rudert es. Mit dem andern holt es Luft.

Seht einmal, wie sie da im Glase immer herauf spielen, nach der Oberfläche des Wassers Da hängen sie sich mit der Luftröhre an. Seht ihr da die Blasen? Das ist die Luft, die sie von sich gaben, und wieder einziehen. Wenn sie Luft genug gefaßt haben; so wimmeln sie wieder herunter. Und so geht das immer fort.

L. Da sind ja aber noch welche im Glase, die haben zwey Ohren?

V. Nun werden wir bald näher zur Sache kommen. Diese da, die noch zwey Schwänze haben, das sind die Mückenwürmer, oder die Larven, wie die Raupen bey den Schmetterlingen. Diese aber mit den zwey Ohren, das sind schon die Puppen,

pen aus welchen die Mücken kommen. Diese Ohren sind auch Luftröhren. Sie fahren eben so, wie die andern nach der Oberfläche, und holen damit Luft.

Aber nun, mein Ludwig! nun passe auf. Jetzt giebts was zu verdienen. Siehe her. Ich binde das Glas oben mit Papier zu, und steche es einigemal mit der Nadel durch, damit die Dinger Luft genug haben. Nun setze ichs hier in den Schrank. Da hast du selbst den Schlüssel, damit du nicht denkst: es habe einer Mücken hineingethan. Wenn Morgen früh nicht wenigstens ein halb Dutzend Mücken inwendig am Glase, oder an dem Papiere sitzen; so geb' ich dir einen baaren Gulden.

L. Vater! Vater! wenn du aber verspielst?

V. So kriegst du deinen Gulden. Was kriege ich denn aber, wenn du verspielst?

L. So viel Mücken — so viel Küsse.

V. Der ist klug. Morgen früh sprechen wir uns wieder.

D. Guten Morgen, Väterchen! Ludwig ist schon vor dem Schranke gewesen. Es sitzen wohl zehn Mücken im Glase. Sein Gulden ist fort.

V. No; Ludwig! wie stehts um den Gulden?

L. Wenn ich nur wüßte, wo die Hexendinger hergekommen wären?

V. Das will ich dir gleich zeigen. Hole das Glas. Siehst du nicht die zarten leeren Häutchen da oben auf dem Wasser schwimmen? Da heraus

sind die Mücken gekommen. Sieh! da sitzen noch an jeder Haut die zwey Ohren.

O stille! stille! so eben will eine auskommen. Sachte wollen wir das Glas hinsetzen und zusehen. Siehst du, Ludwig wie oben hinter den beyden Ohren die Haut platzt?

L. Wahrhaftig! da kömmt der Mückenkopf schon. Gott! nun der Leib — und nun die Beine. Das hä'tt ich nicht gedacht!

V. Sieh einmal, wie sie da auf ihrem Grabe so hochbeinig steht, und sich fühlt, daß sie auferstanden ist?

L. Die Flügel aber seh' ich noch nicht.

V. Hier, da kommen sie. Sie sind noch zusammengeklebt, und naß. Husch! da streckt sie einen aus — da den andern.

L. Ach! sie schüttelt sich ja so oft?

V. Dadurch wird sie trocken, und es kömmt alles so hübsch in seine rechte Lage. Gieb Achtung!

L. Wahrhaftig! da fliegt sie hin, und setzt sich oben ans Glas.

V. Glaubst du nun, daß die Mücken aus dem Wasser kommen?

L. Ach! ja, bester Vater! Da hast du deine zehn Küsse, und hier für die letzte Mücke den eilften.

D. Mache mir doch auch ein Vergnügen, liebes Brüderchen! da dir der Vater eins gemacht hat. Willst du?

L. Von

L. Von Herzen gern, gutes Mädchen! Was denn für ein Vergnügen?

D. J! daß ich den armen Thierchen, die uns da so niedlich ausgekommen sind, das Leben schenke, und sie ausfliegen lasse.

L. Die Lust sollst du haben. Da mache das Glas auf, und laß sie fliegen.

D. No; so kommt her, ihr armen Gefangenen ich will euch erlösen. Husch! da fliegen sie hin Wie sie sich freuen? Glückliche Reise! Singt mir nur des Nachts nichts mehr vor den Ohren.

L. Noch eins aber, Vater! muß ich dich fragen. Wie kommen den die Mückenwürmer zuerst ins Wasser?

V. J! von den Eyern, die das Mückenweibchen auf das Wasser legt, und das Häufchen so artig zu bauen weiß, daß es wie ein kleiner Kahn fortschwimmt, bis die Würmchen auskommen.

L. Weiß denn daß das Weibchen, daß es die Eyer aufs Wasser legen muß?

V. Freylich weiß es das! Es wird sie gewiß niemals aufs Land legen. Das hat es Gott durch die natürliche Empfindung gelehrt.

Jsts aber nicht artig, daß die Mückenmütter; die Larven nnd Nymphen, im Wasser leben; die Kinder aber, die eigentlichen Mücken, als Vögelchen, in der Luft herumfliegen?

Gespräch Ferdinands und seines Lehrers.

Ferdinand. Hu! Ich komme jetzt eben vom Gottesacker, da sah ich auf einem Leichensteine den Tod abgebildet. Hu! Ich fürchte mich noch vor dieser Gestalt!

Lehrer. Und wie sah denn diese Gestalt aus?

F. Wie gewöhnlich der Tod aussieht: eine Sense in der einen Hand, in der andern ein Stundenglas; übrigens ein Gerippe mit eingefallener Nase und Augen.

L. Und davor bist du so erschrocken? Wunderbar!

F. Es ist doch aber fürchterlich zu sterben; das werden Sie doch nicht läugnen, denn jeder Mensch hat doch sein Leben sehr lieb.

L. Aber um sich an den Tod zu erinnern, braucht man da erst das greuliche Bild zusehen?

F. Nein, das ist eben nicht nöthig. Aber wenn mann's gerade sieht, da erinnert man sich an den Tod desto lebhafter.

L. Wohl wahr. – Aber ist denn diese Gestalt auch das wahre Bild des Todes?

F. Was sollte es anders seyn?

L. Ich behaupte nein. Es ist nicht das Bild des Todes, sondern nur das Bild der Verwesung.

F. Das ist am Ende gleich viel. Wenn man stirbt, so verwest man, und so ist das Bild

der

der Verwesung und die Abbildung des Todes inerley.

L. Das läugne ich. — Sag mir einmal, was heißt sterben?

F. Der Mensch stirbt, wenn sich die Seele vom Leibe trennt.

L. Sehr gut! Diese Trennung beym Menschen nennt man sterben. Ist die Trennung geschehen, so heißt es der Mensch ist tod. Wem geht nun diese Veränderung etwas an, den Lebendigen oder den Todten?

F. D.n Lebendigen. Denn der Todte ist tod, die Seele ist nicht mehr in ihm, und kann also nicht getrennt werden.

L. Richtig. Also ist das Gerippe, das man als den Tod abbildet, wohl nicht eigentlich ein Bild des Todes, sondern der Verwesung; denn durch die Verwesung wird der menschliche Körper zu einem Gerippe, nicht?

F. Freylich wohl. Denn mit der Seele hat ja die Verwesung nichts zu thun, weil sie nicht mehr im Körper ist.

L. Und was heißt das: sie ist nicht mehr im Körper?

F. Je nun! daß sie nicht mehr darinn ist.

L. Das ist nichts gesagt. Ist der Körper sich seiner bewußt, wenn er verwest? Antworte hierauf.

F. Ganz und gar nicht; sonst müßte ja die Seele noch darinn seyn.

L. Also, so lange die Seele im Körper ist, so lange

lange ist sichs die Seele bewußt, daß sie darinn ist. Nicht?

F. Freilich muß sie das am besten wissen.

L. Und woher ist sie sich das bewußt?

F. Das kann ich nicht sagen. Die Frage ist mir zu schwer. Sagen Sie mir das.

L. Was thut die Seele des lebenden Menschen, oder was thun wir iezt da wir mit einander sprechen?

F. Wir denken nach, und reden, gehen auch dabey herum —

L. Fühlen auch, daß es warm, oder vielmehr heiß ist —

F. Auch das.

L. Nicht wahr, der Mensch also welcher lebt, denkt, will, begehrt, drückt seine Gedanken und Empfindungen aus, und wirkt und bewegt sich mit seinem Körper, so wie er, oder besser gesagt, seine Seele, es für gut findet? Ist dir das verständlich?

F. Das ist mir alles deutlich.

L. Und wann thut er dieß alles nicht, oder vielmehr das meiste davon nicht?

F. Wenn er todt ist.

L. Da hören alle Verrichtungen der Seele im Körper auf. Ich fragte aber, wann ihre meisten Verrichtungen aufhören; und das geschicht ja, wie bekannt, alle Tage.

F. Ha Ha! wenn wir schlafen; denn da weiß man nichts von sich, außer wenn man träumet.

L. Ist

L. Ist also nicht der Schlaf dem Tode sehr ähnlich, und umgekehrt der Tod dem Schlafe?

F. Das ist er.

L. Wäre es also nicht besser, man bildete den Tod so ab, wie man den Schlaf abbildete?

F. Das könnte man wohl thun; aber wie sollte man den Schlaf abbilden?

L. Je nu, wie ihn die alten Griechen und Römer abbildeten: als einen jungen Knaben, mit Flügeln (das heißt ein Genius) welcher in der Hand ein Horn hält, aus welchem er Schlummerkörner über den Menschen ergießt. Diese Schlummerkörner sind Mohnkörner, weil die Mohnkörner den Menschen einschläfern, wenn er viel davon genießt.

F. Aber den Tod werden sie doch nicht so vorgestellt haben?

L. Eben so. Nemlich als einen Genius, d. h. als einen jungen Knaben mit Flügeln, und einer Fakel in der Hand, die er umstürzt und auslöscht. Die alten Griechischen und Römischen Künstler stellten daher auch den Schlaf und den Tod als zween Brüder vor, so wie ich sie eben beschrieben habe, deren Mutter die Nacht wäre.

F. Den Tod als einen schönen jungen Knaben vorzustellen, muß nicht so schrecklich seyn, als wie es bei uns ist, wo er als ein scheußliches Gerippe vorgestellt wird.

L. Du hast Recht. Die Alten stellten ihn auch

nicht

nicht so vor. Wenn sie die Verwesung abbilden wollten, so machten sie zwar so ein Gerippe wie dasjenige, das wir den Tod nennen; aber sie thaten das äußerst selten. Hingegen auf den Grabmälern bildeten sie häufig den genannten Genius, den Bruder des Schlafes ab, mit umgekehrter Fakel.

F. Aber was sind denn bei den Alten die Parzen? Ich habe auch einmal etwas davon gehört.

L. Die alten Mythologen, oder Fabellehrer, stellten die Parzen als Göttinnen vor, welche über die Lebenstage der Menschen zu gebieten hatten. Die eine hieß Lachesis, die andere Clotho und die dritte Atropos. Lachesis zog die Wolle, aus welcher der Faden des menschlichen Lebens sollte gesponnen werden, und Clotho drehte die Spindel oder das Rad. Diese beiden Schwestern — denn alle drei waren Töchter der Nothwendigkeit, welche man auch zu einer Göttin gemacht hatte — diese beiden Schwestern, sage ich, sahen sehr jung und wollwollend aus. Die dritte aber hatte die Miene einer bösen, alten Frau, und saß mit der Scheere in der Hand bei den übrigen, welche sponnen. Und so lange diese das thaten, so lange, hieß es, lebe der Mensch. Sollte er nicht mehr leben, so schnitt die böse Atropos den Faden ab, und der Mensch starb. Der Sinn dieser Fabel ist der: es hängt vom ewigen Willen Gottes ab, wie lange der Mensch leben soll.

Lisidor und Sophron.

Ein Traum.

Lisidor und Sophron, zween Freunde, die ganz fur einander geschaffen waren, gingen einmal an einem schönen Frühlingsmorgen spaziren, und freuten sich über die Schönheiten des erneuerten Frühlings.

Sie fingen an mit einander darüber zu sprechen, und sich gegenseitig ihre Gedanken mitzutheilen. Unter andern erinnerte sich auch Lisidor eines Traums, welchen er in der vergangenen Nacht gehabt hatte, und erzählte ihn seinem Freunde, wie folgt:

„Ich befand mich mit vielen andern mir zum bekannten Personen auf einem Schiffe, ohne zu wissen, wohin es uns führen würde. Wir schliefen ein, und beim Erwachen befanden wir uns auf einer Insel, wo die wohlthätige Natur Bequemlichkeiten des Lebens mit freigebiger Hand ausgestreuet hatte; aber die Insel war, wie es schien, ganz leer von Bewohnern.

Der Steuermann war verschwunden; ich wußte nicht, was aus mir und meinen Gefährten werden sollte. Ich ließ ihnen diese Unruhe merken; aber einige belustigten sich mit Kartenspielen, andere mit Tanzen, andere mit Würfeln, ganz so wie der Zufall jedwedem einen Zeitvertreib anzubieten schien, ohne jemals bei sich zu

den-

denken: wo sind wir? was sollen wir hier? was wird aus uns werden?" —

Freund, erwiederte Sophron, dieser Traum enthält sehr viel Wahrheit. — Unsere Erde ist diese Insel, und wir Menschen kommen gleichsam im tiefsten Schlafe dahin. Nach vielen Jahren fangen wir, so zu sagen, erst völlig an zu erwachen. Man sollte denken, die Menschen würden frühzeitig die Frage bei sich aufwerfen: Was soll ich hier, und was soll aus mir werden? d. h. sie würden ernstlich über ihre Bestimmung nachdenken. Aber nein, die meisten Menschen gleichen jenen Schifspassagieren, die im Schlafe auf die Insel ausgesetzt wurden. Sie befriedigen ihre Bedürfnisse, vergnügen sich, ohne an etwas weiter zu denken „ — Lisidor freute sich über diese Auslegung, und genoß Hand in Hand mit seinem Freunde die Schönheit des entzükenden Morgens.

Die Schäfchen an den Hasel-nüssen.

Dorch. Gestern, Ludwig! hab' ich dir auf der Wiese junge Schäfchen gesehen. Allerliebste Dinger! Die hüpften und sprangen hoch in die Luft. Die Thierchen mußten wohl recht lustig seyn.

Ludw. Und ich habe dir heute eben so niedliche Schäfchen gesehen, als die auf der Wiese. Rathe, wo die waren?

D. Wie kann ich das? Sie sind gewiß da aus dem großen Hofe vorbey getrieben worden.

L. Nein, nein! Da im Garten sah ich sie. Auf den Haselbüschen saßen sie. Das stelle dir vor.

D. Spasse nicht. Schäfchen auf den Haselnüssen? Was er wieder für Zeug macht! Wie wollen denn die auf die Bäume kommen? Es sind doch wohl keine Schäfchen in den Garten gekommen, und haben unsere Beete abgefressen? Das wäre ein fataler Streich.

L. Habe nur keine Sorge. Das thun diese Schäfchen nicht. Sie können auch nicht fressen, und haben kein Leben. Das sind ganz andere Schäfchen.

D. J. so sag' doch, Ludwig, wie kommen sie denn auf die Bäume? Sind sie noch darauf?

L. Die solltest du noch nicht gesehen haben? Willst du sie sehen; so tritt nur her ans Fenster. Da sitzen sie; dicke, dicke voll.

D. Die

D. Die langen krausen Dingerchen da, an den Haselbüschen. Die meynst du Ludewig? J! die kenn ich recht gut. Nur das weiß ich nicht, daß sie Schäfchen heißen.

L. Es sind allerliebste Dingerchen, hängen da bey einander her, wie die Lämmerschwänzchen — sehen gar zu niedlich aus: gelb, bunt und so kraus, daß man sich recht darüber freuet. Und so viel, so viel, daß man sie kaum zählen kann.

Vater. kommt, Kinder! Wir wollen ein Bißchen in den Garten gehen. Ich habe Ludwigen so versprochen, daß ich ihm was zeigen will.

L. Ach ja, Vater! von den Schäfchen wolltest du was erzähen. Ich sollte dich heute daran erinnern.

D. Ludwig hat mir eben was von den lieben Schäfchen erzählt.

V. J, was denn, Kind?

D. Daß es Schäfchen wären, aber ganz andere, als draußen auf der Wiese.

V. Ja! das glaub' ich selbst. Ich will euch aber noch mehr von diesen lieben Dingchen sagen, das euch recht lieb seyn wird, weil ihr so gerne Haselnüsse esset.

L. Ha ha! nun merk ich was. Das werden wohl Nüsse. O! wenn sie doch schon reif wären!

V. Nein! das werden sie nicht; aber wenn sie nicht wären, so kriegten wir auch keine Nüsse. Kommt nur erst mit in den Garten. Da wollen wir weiter davon sprechen.

L.

L. Nun, sieh' einmal, Dorchen! die scharmanten Dingerchen.

D. Vater! gieb mir ein Schürzchen voll; damit wollen wir recht spielen.

V. Ja! wenn du ein Paar Schock Nüsse weniger haben willst, so kannst du sie kriegen.

D. Lieber Nüsse, Väterchen!

V. Ein Paar wollen wir doch abbrechen.

L. sieh einmal her. Könnte die wohl ein Mensch hervor bringen? Wenn du aber eine Nuß in die Erde steckst, so wächst erst ein kleines Reischen hervor.

Das wird denn ein Bäumchen, und nach einigen Jahren ein Baum. An dem Baume nun die Schäfchen, und hernach die Nüsse. Das alles wäre nicht hervorgekommen; wenn die Nuß nicht erst gesteckt wäre.

L. Das alles aus einer Nuß? So ists ja wohl mit den Apfel- und Birnkernen auch?

V. So ists mit allen Saamen der Bäume, Kräuter und Pflanzen. Wenn nun der Gärtner die Nüsse steckt, oder in die Erde legt; so ist er ja wohl die Ursache, daß die Haselbäume wachsen und Schäfchen kriegen?

D. Ja! das muß er doch wohl seyn, weil sonst keine gewachsen wären.

V. Aber hat er denn auch die Nuß gemacht? War die nicht eher da, als der Baum, der daraus gewachsen ist, und das Ey eher, als das

Küchel-

Küchlein, das daraus gekommen ist? Wer muß das wohl so eingerichtet haben? Kannst du wohl sagen, wenn du eine Nuß gesteckt hast, und es wächst ein Bäumchen heraus: ich habe den Baum gemacht?

L. Nein! das hat der liebe Gott gethan.

V. Siehst du wohl, Dorchen? Der hat erst die Nüsse dazu gegeben. O ihr lieben Kinder! seyd ihm ja recht gut, dem gütigen und weisen Gärtner im Himmel, der die Erde mit so viel nützlichen Pflanzen und Bäumen, Blumen und Kräutern besäet hat, und der allein das Gedeyhen giebt, wenn wir Menschen nichts weiter thun können, als das zu pflanzen, und nothdürftig zu warten, was er uns erst hat wachsen lassen. Ohne Luft, Schnee, Regen, Wind, Thau und Sonnenschein, würden wir wenig ausrichten.

L. Alles wahr, Vater! was du sagst.

V. Seht einmal her. Da steht der Haselnußbaum mit seinen Schäfchen. Gleich dabey ein Pflaumenbaum. Dort ein Apfelbaum. Hier dein Blumenbeet, Ludwig! Daneben deines, Dorchen! Alles eine Erde, darinn sie stehen. Alles ein Saft, den sie aus der Erde bekommen. Alles eine Luft, die sie anwehet. Alles ein Regen, der sie befällt. Eine Sonne, die sie bescheint. Und doch so verschiedene Bäume, Früchte, Blumen, so dicht bey einander.

Wenn du einen Apfelkern steckst, Ludwig kannst du machen daß es ein Pflaumenbaum wird?

Seht

Seht ihr wohl, daß es alles auf den Saamen der Sache ankömmt? Wie sich die Thiere nach ihrer Art vermehren und fortpflanzen; so thun es die Pflanzen auch, nach ihrer Art.

L. Also auch die Haselnüsse.

V. Allerdings auch die Haselnüsse. Und nun will ich euch das von den Schäfchen erklären.

D. Kann man denn die Dingerchen nicht essen?

L. Wenn du nur von Essen sprechen kannst Ich glaube, du issest zuletzt noch die Blätter. So höre doch zu, was Vater sagen will.

V. Nur nicht so hitzig, Ludwig! Du sollst alles erfahren. Nein, Dorchen! essen kann man die Schäfchen nicht; aber die schönen Haselnüsse schmecken desto besser. Und sie werden euch künftig erst recht gut schmecken, wenn ihr wisset, was Gottes Gütte und Weisheit dabey gethan hat.

L. Darum eben, Vater! wollte ich gerne, daß Dorchen nicht so viel dazwischen schwatzte.

V. Da, Ludwig! hast du ein Paar Schäfchen. Klopfe einmal damit ein Bißchen in die Hand.

L. Da fällt ja lauter gelbes Mehl heraus. Was ist das?

V. Dorchen, hole einmal einen Bogen weißes Papier von der Stube. Wir wollen einige ausklopfen.

D. O! über die Menge gelbes Mehl! Davon könnte die Mutter bald ein Küchelchen backen.

L. Schon

L. Schon wieder essen.

V. Du verschmähst es doch auch nicht. Dieses Mehl wollen wir aufheben. Dieß eine Schäfchen hab' ich rein ausgeklopft. Da kannst du sehen, wo es gesteckt hat.

L. Ueber die artigen kleinen Löcherchen, wo es gesessen hat. Aber das Krause Wollichte?

V. Hier auswendig meynst du doch? Das ist die Bedekung der zarten Theile, daß sie nicht erfrieren. Inwendig muß das Mehl erst recht reif werden. Aber sieh nur einmal her, wie klein jedes Pünktchen ist. Man kann es kaum mit bloßen Augen sehen. Wie viele Millionen in diesem Klümpchen.

D. Vater! sieh doch einmal: die allerliebsten Blümchen hier an dem Baume. Da eine, hier zwey, hier wieder welche O! so roth, wie deine Sammtmütze!

V. Das ist gut, mein Kind! daß du die gefunden hast. Das ist die eigentliche Blüthe der Nuß. Und hier unter diesen kleinen rauchen Blätterchen entstehet die Nüß mit der Schaale, die ihr denn zur Bedeckung dient, wie ihr wißt, daß ihr sie erst aus der Schaale herausmachen mußt.

L. Das wird die Nuß, wo die rothen Spitzchen sitzen? Und das die rauchen Hülsen über der Nuß? Ach ja! worinnen die Ohrwürmer so gerne sitzen.

V. Nun bedenkt einmal, wie zart die Theile sind, die da in einander stecken. Wenn wir das alles sehen könnten, was da inwendig vorgeht: wir

würden

würden Gottes Weisheit nicht genug bewundern können. Wenn wir alle diese rothen Blütchen abschnitten; so würden wir eben so wenig Nüsse kriegen als wenn wir die Schäfchen abschnitten, und diese sitzen liessen. Beydes muß bleiben, wenn wir Nüsse ärnten wollen. So hats der liebe Gott eingerichtet.

K. Ich kann das nicht so recht begreifen, wie da die Nuß mit der Schaale werden kann, wo die rothen Blüthen hervorstehen.

V. Ich auch nicht mein lieber Sohn! Gottes Werke sind unergründlich. Drum sagt einmal der Apostel: O welch eine Tiefe, beyde, der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? — Wir können auch nicht hinein kucken in die Nußschaale. Und wenn wirs auch könnten, so ist da alles so unendlich klein, daß wir doch nichts sehen würden.

K. Aber, Vater! wenn wir das so einmal unter einem Vergrößerungsglase betrachteten? Was meynst du? Da würden wir doch recht was Schönes zu sehen kriegen.

V. Das wollen wir auch; aber es wird uns nicht viel helfen. Wir können doch nicht durch und durch sehen. Noch weniger die Nuß in ihrem Wachsthum sehen, wenn die Blüthe abgebrochen ist. Indessen kommt. Wir wollens einmal probiren. Dorchen! brich ein Paar rothe Blüthen

ab. Und du, Ludwig! bringe den Bogen mit dem gelben Mehle.

L. O das ist schön. Lustig! Dorchen. Vater will uns was weisen.

V. Nun so tretet her. Da nehm' ich die rothe Blüthe, stecke sie an diese Nadel, und nun unter das Glas. Ludwig! sieh herein.

L. O scharmant! Lauter blutrothe krumme Hörnerchen. Dorchen! o! sieh einmal.

D. Wie Schneckenhörnerchen. Kostbare Farben.

V. Sieh noch einmal herein, Ludwig.

L. Der Tausend! nun siehts erst schön aus. Vater! was hast du denn gemacht? Alles viel größer, als vorher. Auf den Hörnern viele helle weiße Kügelchen, als wenn sie vom Glas wären.

V. Ich habe nur eine andere Vergrößerungslinse eingeschoben. Also hast du die hellen Glaskügelchen gesehen? Nun warte wir wollen die Sache verändern. Ich nehme hier etwas von dem gelben Mehle aus den Schäfchen, und lege es auf diesen schwarzen Holzschieber. Sieh hinein.

L. Eben dieselben Kügelchen, die an den rothen Blüthen saßen. Aber so groß, wie Nadelköpfe.

V. Wie viel sind das wohl in dem kleinen Klümpchen?

L. O, wer kann die zählen?

V. Der die Sterne und den Sand am Meere zählet, der hat auch diese gezählt. Stellt euch nun vor. Jedes Stäub'chen von diesem Mehl ist

hier

hier sechs Millionen mal größer, als ihrs mit bloßen Augen sehet. Ludwig! was meynst du nun zu der Menge?

L. Eine Million — zehnmal hunderttausend also sechsmal zehnmalhunderteausend, wären sechs Millionen. Nicht wahr? Aber das fängt mir an im Kopfe wehe zu thun.

V. Das glaub' ich wohl, lieber Ludwig! Es wird dir künftig noch öfter im Kopfe wehe thun, wenn du erst noch höhere und viel wunderbarere Dinge lernen wirst. Bleib nur einmal bey diesen Kügelchen stehen. Wie viel derselben möchten wohl nicht in einem Schäfchen; wie viel in allen Schäfchen dieses Baums; wie viel an allen Haselnüssen dieses Gartens; wie viel an den übrigen Haselnußbäumen unsrer übrigen Gärten — in ganz Deutschland — in Europa — auf der Erde seyn! Kannst du das ausrechnen?

L. O Vater! was sagst du da? Behüte Gott! wer kann das aussprechen? So wenig ich auch verstehe, als ein Knabe von zwölf Jahren, so erkenne ich doch so viel, daß dieß offenbar die Kraft Gottes sey.

V. Du sollst noch mehr hören. Denke ja nicht, daß diese kleinen durchsichtigen Krystallkügelchen, die du auf den rothen Blüthchen gesehen hast, schon das Kleinste sind, was hier wirken soll. O! ganz und gar nicht. Das sind die

erst noch hohle Kügelchen, die eine klare Feuchtigkeit in in sich haben. Willst du es sehen, so darf ich nur einige auf eine Glasblatte legen, und den Spiegel von unten drauf scheinen lassen. Da sieh einmal.

L. O! ich sehe das helle weiße Pünktchen inwendig ganz klar. Ach nun sehe ich auch erst, daß die Dingerchen nicht recht rund sind, sondern wie kleine dreyeckichte Hüthe aussehen,

V. Man sieht nicht alles auf einmal. Drum muß man eine Sache mehr als einmal sehen in der Welt recht viel sehen nnd hören; aber auch alles recht sehen und kennen lernen, wenn man verständig werden will. Das merke dir wohl.

L. Ja! das weiß ich schon aus des Herrn von Rochows Schulbuche.

V. Nun will ich dir das ganze Geheimniß von den Nüssen sagen. Wenn die Kügelchen, die das gelbe Mehl in den Schäfchen ausmachen, reif sind; so fallen sie aus. Der Wind verwehet diesen Staub über die rothen Haselnüßblütchen. Da kleben denn die Kügelchen an den rothen Blüthen an, zerplatzen darauf, und das klare Wasser darauf lauft auf die Knöfchen, die sie haben — bis inwendig in die Knospe, wo der eigentliche Keim zu der künftigen Nuß liegt. Der wird denn dadurch befruchtet, daß er anfängt zu wachsen, und allmählig eine Nuß daraus wird; wie es bey dem Hühnchen im Ey fast eben so zugeht.

L. O Vater! Ich kann mich nicht genug wundern

dern. Ich bete Gott an. Wie gering hab' ich doch sonst eine Haselnuß angesehen, und hineingegessen, ohne weiter etwas dabey zu denken, als daß sie gut schmeckt! Das werd' ich nicht mehr thun.

V. In jeder Pflanze ist Gott mit seiner Allmacht gegenwärtig.

Siehst du nun wohl, daß ich Recht habe, wenn ich sagte: es könnten keine Nüsse werden, wenn die Schäfchen fehlten, und die rothen Blutchen abgebrochen wurden.

Eben so ist es auch, wenn um die Zeit, da der Wind, das gelbe Mehl auf die Blütchen führt, ein starker Platzregen fällt, der das Mehl wieder davon abspült; so kriegen wir auch wenig Nüsse.

L. Warum denn das?

V. I, weil die Kügelchen nun nicht platzen können. Ihr Wasser kann nicht zu dem Keime hinkommen. Der kann nicht wachsen; also keine Nuß entstehen.

L. Es ist doch erstaunlich, was alles dazu gehört.

V. Ja, bedenke das einmal recht: was erst noch weiter dazu gehört, ehe eine einzige Nuß reif wird Dieß ist nur der Anfang. Vom März gehts schon an, bis zum September; über ein halbes Jahr. Wäre da kein Regen und Sonnenschein -- kein Tag, keine Nacht, keine gute reine Luft, kein Wind; so würden wenig Nüsse aufkommen Und wir wissen es nicht einmal, wie viele Ursachen in der Natur noch ausserdem das Ihre thun mussen, ehe eine einzige Nuß reif wird.

D. Noch

V. Noch einmal so gut sollen mir nun die Nüsse schmecken, da ich weiß, wie sie entstehen. Der liebe Gott ist doch recht sehr gut; denn er giebt uns so viel Gutes.

L. Die fatalen Ohrwürmer thun auch wohl den Nüssen großen Schaden. Die sitzen immer in der rauchen Schaale. Und wenn ich denn die Nüss besehe; so ist ein rundes Loch drinn.

V. Nein! mein Sohn, die thun ihnen nichts. Sie kriechen nur gerne in alles, was hohl ist. In deinen Nelken wirst du sie auch finden. Aber die kleinen Rüsselkäferchen, das sind die rechten Feinde der Haselnüsse.

L. Ach! die im Frühjahre immer so auf den Haselblättern herunter kriechen? Sie haben einen Rüssel, akkurat, wie eine Mistgabel, und sehen grau aus. Wie können denn die aber den Haselnüssen schaden? Die fressen wohl gar das Loch hinein.

V. Ja! ja! das sind mir die rechten. Das Loch fressen sie nicht ein; aber ihre Made thut das. In der Blüthzeit legt das Weibchen des Käfers sein Ey in die Blüthe. Daraus kömmt eine kleine Made. Die Blüthe schließt sich um sie zu, und sie bleibt darin. Die Nuß wächst immer fort; aber die Made liegt recht zwischen den Kern und der harten Schaale. Da frießt sie sich denn an der Nuß immer satt, ohne ihren Wachsthum zu hindern. Sonst müßte sie selbst verhungern. So wie die Nuß größer wird, wächst sie auch mit. Es ist

nur

nur zu verwundern, daß ein Würmchen in einem so engen Raum, bey so wenig Luft, leben kann. Es macht sich einen ordentlichen gang in die Nuß, und das braune Mehl, wenn du so sprudelst, wenn du eine wurmige Nuß aufgebissen hast, ist sein Unrath, der alle drinn bleibt.

L. Wo kömmt den aber der Käfer her?

V. Aus der Made. Wenn der Herbst kömmt, so ist seine Zeit um. Dann muß sichs erst in ein Püppchen, und hernach in das Käferchen verwandeln. Das thuts aber nicht in der Nuß; sondern es bohrt sich mit seinen scharfen Freßzangen durch die harte Nußschaale ein rundes Loch, das der beste Bohre nicht runder machen könnte, kriecht heraus, fällt an die Erde, kricht hinein, bleibt den Winter über liegen, und im Frühjahre, wenn die Nüsse blühen, kömmt der Käfer heraus.

L. Nun begreife ich erst, warum eine Made in einer Nuß seyn kann, darinn doch noch kein Loch ist und warum alle die Nüsse inwendig faul sind, die ein Loch haben.

V. Du hast denn doch heute viel Artiges gelernt!

L. Ja wohl, Vater! hab' ich das. Ich kann mich nicht genug über Gott freuen, der erst eine Haselnuß so künstlich gemacht hat und denn wieder ein Würmchen darinn ernähret.

V. Nicht alles für uns; sondern es heißt: Aller Augen warten auf den Herrn.

Die

Die Schwalbe und die Schildkröte.

Eine Schildkröte hatte eben ihre unterirdischen Winterquartiere, im Bezirke eines Gartens, ihrer Heimath verlassen, kroch mit ihrem nüchternen Schritte nach einem sonnichten Platze und streckte ihren Krötenkopf unter ihrem großen Schilde hervor.

Hier ward sie eine Schwalbe gewahr, die eben von Reisen wieder kam, und in großen Kreisen auf und niederschoß: „Willkommen, lustiger Schwärmer, hier zu Lande!„ rief ihr der schwerfällige Hausträger zu, wie gehts, wie stehts?„ Wie du siehst, versetzte die Schwalbe, immer heiter und froh, hier und dort und wo ich bin. Wie hast du denn deinen Winter zugebracht?

Schildkröte. Mit einem kostbaren Schläfchen — mich nicht geregt noch bewegt, und nicht eher meinen Kopf wieder herausgewagt, bis Eis und Schnee geschmolzen war. Und du?

Schwalbe. Ich! — habe weite Reisen gethan. Sobald das kalte Wetter einfiel, stieg ich mit dem Winde auf, ließ den finstern Winter hinter mir, und steuerte über Land und See, flog nach den Afrikanischen Küsten. Hier sang ich meinen Negerfreunden in Morgen- und Abendstunden ein Liedchen, und suchte sie, so viel meine wenigen Kräfte zuließen, von manchen beschwerlichen Geschmeiß,

schmeiß, Fliegen, Mücken, Ameisen u. s. w. zu befreyen. Bey dem Aufruf des Frühlings wandte ich meine Schwingen nordwärts, und bringe euch die fröhliche Bothschaft seiner Ankunft.

Du bist wohl ein großer Narr, versetzte sehr ernsthaft das kriechende Geschöpf. Wofür dich so plagen, herumtreiben und schäfteln, als ob dein Leben davon abhienge? Warum machst du es denn nicht, wie viele deiner Brüder, und hältst so ein halbjähriges Schläfchen, ohne Sorge und Unruhe?

Schwalbe. Weil ich nicht ein so fauler Tagedieb seyn will, wie du. Ist Schlafen — Leben? Ich messe meine Zeit nach meinen Geschäften, und nach des Lebensgenuß. Die Hälfte deines Lebens kannst du gerade von deiner Existenz wegstreichen.

Das liebe Brod.

Dorchen! Dorchen! sagte der Vater; wie lange soll ich dir sagen: verkrumme das liebe Brod nicht so bey Tische. Die Mutter hat dir schon neulich gedrohet: sie wolle dir den Fehler abgewöhnen; aber du kehrst dich an nichts. Soll ich dich schlagen; so wirst du es so lange unterlassen, als du die Ruthe siehest. Bloß, weil du dich vor den Schmerzen fürchtest, die dir die Ruthe an den Fingern macht. Du wirst aber deshalb es noch lange nicht darum thün, daß du erkennest, wie sehr unrecht du daran handelst?

Aus deiner Seele wollte ich gerne den Fehler herausbringen, daß du das liebe Brod nicht so verachten und gering schätzen solltest. Denn wer es am Tisch so verkrummt, und hinwirft, was er nicht essen will, der thut das; der halt es für eine so geringe Sache, die man zu nichts weiter gebrauchen kann; etwa wie den Sand, den man mit Füßen tritt. Und das thust du.

Nun ich denke, du wirsts gewiß nicht mehr thun, wenn ich dich, und euch alle, Kinder! mit dem Brode, das ihr täglich genießet, recht bekannt mache. Ihr weißt es noch nicht, was es für eine große Wohlthat Gottes sey. Gewiß eine der allergrößten, die wir gar nicht entbehren können, wenn wir gesund bleiben, und das Leben erhalten wollen. Ihr wisset noch nicht, wie viel, wie erstaunlich viel dazu erfordert werde, ehe das Korn, das

aus

aus der Erde wächst, das Brod wird, das wir hier auf dem Tische haben, und zu allen andern Speisen zugenießen, wenn sie uns gut bekommen sollen Ihr wisset noch nicht, wie überaus weise, und künstlich der liebe Gott dazu alles in der Natur eingerichtet hat, daß wir Korn und Brod haben. Wenn ihr das wißt, und bey jedem Bissen Brod den ihr in den Mund steckt, recht bedenkt; so hoffe ich: ihr sollt das liebe Brod nicht mehr so gering schätzen, uud verkrummen, als ihr bisher gethan habt..

Dorch. O Vater! du machst mich über das Brod angst und bange. Das dächt' ich ja nicht, daß es damit so wäre. Ich dächte, man könnte es klein krumen, und damit, wie mit Sande, spielen.

Vater. Du hörst aber nun, daß ein Stückchen Brod unendlich mehr werth sey, als die ungeheure Menge Sand, der am Meere liegt.

D. Ey das sollt ich nicht denken. Wenn wir keinen Sand hätten; so würd' es doch gar häßlich in unsern Stuben aussehen.

V. Als Robinson auf die wüste Insel kam, da war doch Sand genug. Nicht wahr?

D. O! in großer Menge.

V. Da machte er sich wohl gleich ein Gerichte davon zu rechte, und aß es?

D. J! Vater? den Sand kann man ja nicht essen.

V. O! wie lief er herum, ob da nicht etwa der

Brod=

Brodbaum wüchse, dessen Frucht man wie Brod essen kann. Wie freuete er sich, da er ein Gewächs fand, das mit unsern Kartoffeln viel ähnliches hätte? den Sand konnte er also nicht essen?

D. Nein, Vater gar nicht.

V. Wenn du mit Sande spielst, und andere Kinder traktirst; da macht ihr Torten Pasteten, und Kuchen von Sande. Die schmecken wohl recht gut?

D. J! das thun wir nur so, weil wir spielen; aber essen kann man das nicht.

V. No gut! Ich will dir einmal heute Mittag, statt des Brods ein Tellerchen mit Sand hinsetzen. Das wird dir recht gut bekommen?

D. Was soll ich denn damit? Ich kanns ja nicht essen?

V. No; so sage, ob nicht ein Stückchen Brod viel mehr werth sey, als ein ganzer Berg von Sande?

D. Ach ja! Vater. Viel mehr. Das sehe ich nun recht gut. Du hast vollkommen recht.

V. Wie stehts nun, aber mit dem Verkrummen, wenn das liebe Brod so viel werth ist?

D. Ach! das hab' ich nicht so bedacht.

V. So denke nun hübsch daran. Du hättest es billig darum schon hübsch lassen sollen, weil dirs Vater und Mutter so oft verboten haben. Wir mußten doch dazu wohl unsere Ursachen haben.

ben. Warum verbieten wir dir denn nicht, den Sand zu verzetteln?

D. Weil daran so viel nicht gelegen ist.

V. Also hast du schon etwas gelernt, daß man den Sand eher verzetteln kann, als das liebe Brod.

D. Aber, Vater! warum sagst du denn immer: Das liebe Brod, und nicht die liebe Butter, oder das liebe Fleisch?

V. Es ist mir doch lieb, daß du das gemerkt hast. Du wirst es auch schon von andern gehört haben. Die armen Leute pflegen am meisten so zu sagen: Das liebe Brod. Warum mögen sie das wohl thun?

D. Die haben auch nicht viel mehr zu essen, als Brod. Darum müssen sie es wohl so lieb haben.

V. Siehst du, wie die es schätzen, und hochachten, die nichts mehr haben, als Brod? Die werden es gewiß nicht verkrumen. Wir müssen es eben so wenig thun, ob wir gleich durch Gottes Güte auch was dazu haben, und nicht immer eitel Brod essen dürfen. Denn wenn wir das alles, ohne Brod, hätten; so würden wir bald krank werden. Darum sage ich immer: das liebe Brod, um euch an die Wohlthat zu erinnern die uns Gott dadurch schenkt. Wir sollen es recht lieb haben, und nicht verkrummen, weil es so viel werth ist, und unendlich mehr, als viele tausend andere Dinge des menschlichen Lebens.

D. Daran

D. Daran will ich nun oft gedenken, wenn ich das liebe Brod auf dem Tische sehe, und esse.

V. Dann wird dir der liebe Gott noch einmal so gut seyn, und insonderheit Christus.

D. Wie so?

V. I! der that einmal ein großes Wunder an dem lieben Brod, und speiste mit fünf kleinen Gerstenbrodten über 5000 Menschen. So vermehrte ers durch seine allmächtige Güte. Und da sie satt waren, sagte er doch noch zu den Jüngern: sammlet die übrigen Brocken, und laßt ja nichts umkommen. Da sammleten sie noch zwölf Körbe voll.

Wenn du an das Wort Christi oft gedenkst: Laßt die Brocken nicht umkommen; so wirst du gewiß kein Brod wieder verkrumen. Kann er nun denn Kindern wohl gut seyn, die das thun?

Wunderbare Vermehrung des lieben Brods.

D. Sag mir doch noch was, Vater! vom lieben Brode. Ich werde gewiß nichts wieder verkrummen. So gut bin ich ihm nun.

V. Das ist mir sehr lieb, gutes Kind! daß du nun erkennest, wie viel an dem lieben Brode gelegen sey? Du wirsts noch lieber haben, und seinen Werth noch höher schätzen, wenn du erst wissen solltest, wie wunderbar sich das liebe Brod vermehre. Davon kann ich dir viel artiges sagen.

Die Sache ists aber werth, daß es die andern auch hören, Ruf sie zusammen.

L. Da sind wir, Vater! Dorchen hat uns gerufen.

D. Vater will uns was vom lieben Brode erzählen.

Karl. Vom lieben Brode? Was ist denn davon zuerzählen, als daß wirs alle Tage essen.

V. So ist das? Alle Tage essen, und dann vergessen, was wir gegessen haben: obs eine so große Wohlthat sey oder nicht?

K. Daran hab' ich noch nicht gedacht.

V. No; so sollt ihr nun dran denken lernen. Weil du aber meynst, Karl! daß davon wenig zu erzählen ist, so sag uns doch einmal: wo kömmt denn das Brod her?

K. J! vom Becker. Das werd' ich ja wissen.

V. Wo kriegts denn der Becker her?

K. Er bäckts von Mehl und Wasser.

V. So? vom Mehle. Wo kriegt er denn das Mehl her?

K. Aus der Mühle. Da bringens die Esel in großen Säcken.

V. Gut. Aber wo kömmt denn das Mehl her? Das ist wohl der Sand, der sich von den beyden großen Steinen abreibt, die sich so schnell herumdrehen, wie du oft gesehen hast?

K. Der Sand wäre das Mehl? das ist er wohl nicht; sondern —

V. Nun

V. Nun was denn?

K. J! das Mehl, wo das herkömmt? Der Müller machts ja in der Mühle.

V. Wovon denn? Es muß doch woher kommen?

K. Sie schütten da oben was auf. Das reiben die Steine klein. Da stäubts denn in den Kasten. Das ist das Mehl. Halt! Stille! Nun weiß ichs auf einmal. Vom Korne --- vom Korne wird das Mehl.

V. Wo kömmt denn aber das her?

K. Das wächst aus der Erde.

V. Wie kömmts denn dahinein?

K. Die Leute müssen es säen. Dann gehts auf, und wird Korn.

V. Wo kriegen denn die Leute das Korn her, das sie säen?

K. Sie habens gehabt, oder von andern gekauft.

V. Wo mag denn aber zu Adamszeiten das erste Korn hergekommen seyn?

Albertine. Das hat der liebe Gott zuerst erschaffen.

V. Wie vielerley Korn hat er denn erschaffen, und aus der Erde wachsen lassen?

D. O! das weiß ich. Vielerley: Weizen, Rocken, Gersten, Hafer.

V. Seht, wenn wir denn Saamen nicht hätten, so hätten wir auch kein Korn; so hätten wir auch kein Brod. In den Saamen hat Gott die

wunder

wunderbare Kraft gelegt, daß sich das Korn so reichlich vermehrt. Darinn könnt ihr noch die allmächtige Gegenwart und Wirkung des lieben Gottes sehen. Denn ob wir gleich säen, und ärnten, so können wir doch keinen Saamen hervorbringen. Hätten wir keine Nuß zum Pflanzen, so würden wir auch keine Nüsse schütteln können. Da zeigt sich unsere menschliche Ohnmacht recht deutlich. Auch bey dem Wachsen in der Erde. Dazu können wir auch nichts thun, als daß wir das beste Land nehmen, und den Acker gut zubereiten.

K. Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß Vater davon so viel erzählen könnte.

V. Drum muß ein Kind, das noch gar nicht viel weiß, nicht zu voreilig seyn.

Aber welches Korn ist denn wohl das beste zum lieben Brod?

D. Das ist doch wohl der Weizen, davon giebts Semmeln, Kuchen, und Prezeln.

V. Ja! der giebt wohl das weißeste, aber nicht das gesundeste und kräftigste Brod, das kömmt von Gersten, und Rocken durch einander. Von püren Rocken aber das beste und schmackhafteste, Haferbrod kann man nicht essen. Wie schön und kräftig schmeckt nicht unser Hausbrod? Dorchen! willst du es noch so verkrummen?

D. O Vater! In meinem Leben nicht wider.

V. Aber sagt einmal: ist das nicht schon eine große Weisheit Gottes, daß sich diese vier Arten

von Korn niemals mit einander vermischen; sondern jede für sich bleibt, was sie ist?

L. Wie meynst du das, Vater?

V. Kannst du aus Rocken, Weizen, und aus Hafer Gersten machen? Wenn du einen Scheffel voll Weizen, Rocken, Gersten und Hafer unter einander thust, brav umschüttelst, und aussäest; so wird ein jedes für sich wachsen, und das wieder hervorkommen, was es gewesen ist. Ein große Wohlthat für uns Menschen, weil wir jede Art zu unserem besondern Nutzen gebrauchen sollen?

L. J! das ist doch artig.

V. Stellt euch weiter vor. Was das wieder für eine Weisheit und Güte des lieben Gottes ist, daß das Korn, was dem Menschen das beste Brod giebt, verschiedenen Thieren höchst schädlich ist; anderes aber, was wir nicht gebrauchen können, ihre tägliche Nahrung ist. Was fressen die Pferde, Karl?

K. Nichts, als Hafer, und Gersten.

V. Von Rocken werden sie oft lahm, und ungesund. Wenn die Enten Rockenkleye, zu fressen kriegen; so fallen sie in Jammer, und werden ganz kontrakt.

A. Ach! das hab' ich gesehen, daß die Enten auf dem Hofe über und über purzelten, da sie Rockenkleye gefressen hatten.

V. Aber nun gebt erst recht Achtung was ich euch von dem lieben Brode sagen will. Wie wunder-

derbar ist seine Vermehrung so wohl im Korn, als im Mehle? Denkt nur wie viel Aehren oft aus einem einzigen Saamenkorne wachsen? Man hat Exempel, daß in einer Rockenstaude 37 Aehren aus einem Korn gekommen sind. Wie viel Körner sind in einer Aehre? Wir wollen auch nur 20 in jeder annehmen. Das wären 740 Körner aus einem Saamenkorn. Ist das nicht eine erstaunliche Vermehrung?

Ihr könnt das auf dem Felde deutlich sehen. Wenn da der Ackermann eine ganze Breite Acker von drey Morgen besäet, die ihr kaum übersehen könnt, so braucht er etwan einen Sack voll Saamen. Wenns nun hervorwächst, so wird alles grün, so ist alles mit Saat bedeckt, daß man kein Plätzchen Erde mehr sehen kann. Und wenn die Aernte kömmt, wie viele tausend Aehren stehen denn da? Wie viele Millionen Körner in den Aehren? Den Saamensack konnte zur Noth ein Mensch heraustragen; aber das Korn muß er Fuderweise, mit Wagen und Pferden einfahren lassen.

Ist das nicht eine Vermehrung? Wo sind nun alle die Körner hergekommen? So reichlich giebt Gottes Güte, auch im Verborgenen — im dunklen Schoos der Erde, daß wir nicht einmal wissen, wie es zugeht.

So ists nun auch mit dem Mehle, wenn das Korn gemahlen, und das Brod gebacken wird.

Wenn da eure Mutter ein Paar Schürzen

voll Mehl aus dem Mehlkasten nimmt, und es kömmt warmes Wasser dazu: wie quillt das auf durch den Sauerteig, der es zum Gähren bringt? Wie vermehrt sich das? Wie feste wird das zu einem Teige wieder zusammengeknätet? Wenn aber der Teig erst bey den Bäcker kömmt, so nimmt er ganz kleine Stücken, und macht Brode daraus. Wie klein ist ein solches Brod, ehe es gebacken wird, und wie groß, wenn es aus dem Backofen kömmt. Aus dem Bischen Teige kriegen wir so viele Brode, daß wir alle wohl vierzehn Tage, und alle Tage wohl viermal, davon essen können. Was sagt ihr dazu?

K. Ich kann mich nicht genug darüber verwundern.

V. Das ist eine Vermehrung Und wie wohlthätig für uns Menschen! Wie wollten wir sonst zurechte kommen, bedenkt einmal selbst – wenn aus jedem Korne nur wieder ein Korn käme?

Auch daran erinnert euch Christus, der euch beten lehrt: unser täglich Brod gieb uns heute, wenn er sagt: etliches, was gesäet wurde, fiel auf ein gut Land, und es gieng auf, und trug hundertfältige Frucht. Hört hier, hundertfältige Frucht von einem Saamenkorn.

No; Dorchen! wie stehts? Willst du das liebe Brod noch so verachten, und verkrumen?

Von

Von der Kraft und Wohlthätigkeit des lieben Brodes.

Vater. Ihr habt euch vorher gewundert, da ich euch von der wunderbaren Vermehrung des lieben Brods was erzählte. Jetzt sollt ihr euch noch mehr wundern, wenn ich euch sage; wie groß die Kraft und Wohlthat des lieben Brods für die Gesundheit, und für das Leben des Menschen sey?

Ist es nicht die allergesundeste Speise, die wir haben können? Wenn die Leute alle dabey, und bey dem reinen Wasser geblieben wären; so würden nicht so viele vor der Zeit krank geworden, und gestorben seyn.

Da ihr neulich von dem alten Manne von 119 Jahren laset, so hieß es: er habe in seinem Leben nichts anders genossen, als Brod und Wasser, und habe nur dann und wann Bier und Wein getrunken, wenn er sich nicht wohl befunden habe. Von dem lieben Brode, so wie es eigentlich seyn muß, schwarz, und wohl ausgebacken, aber ja nicht warm, wird gewiß keiner krank werden; wohl aber von Kuchen und Backwerke.

Das wußte David schon. Darum sagt er im 104ten Psalm: daß der liebe Gott aus väterlicher Fürsorge für die Gesundheit, und für das Leben des Menschen, demselben besonders das

Brod;

Brod; den Thieren hingegen ganz andere Lebensmittel verordnet habe.

„Du lässest Gras wachsen für das Vieh; aber Saat zu Nutz dem Menschen: daß du Brod aus der Erden bringest —

D. Das Brod wächst ja nicht aus der Erde; sondern das Korn?

V. Aus dem Korne aber wird doch das Brod? Und wenn kein Korn wüchse; so hätten wir auch kein Brod. Also bringt denn doch der liebe Gott das Brod aus der Erde.

„Und das Brod des Menschen Herz stärke.“

Das ist ein köstlich Wort. Das merkt euch wohl. Das erfahrt ihr ja alle Tage, ob ihrs gleich selbst noch nicht einmal wißt. Wenn ich euch nur in acht Tagen einmal kein Brod gäbe — sonst aber alles genug; alle Delikatessen; so würdet ihr bald krank, und so matt werden, daß ihr nicht auf den Füßen stehen könntet.

K. Das sehe ich bey unserm Holzhauer. Was der Mann für schwarzes grobes Brod hat. Nicht ein Fischen dazu, als dann und wann ein wenig Bier.

V. Und kann euch doch von Morgen bis an den Abend so schwere Arbeit thun? Das macht bloß das liebe Brod. Das giebt Kraft und Stärke.

Das wissen die Leute auch recht gut. Wer viel über Feld gehen muß, der wird sich allemal ein Stückchen Brod mitnehmen. Wenn er denn

ganz

ganz matt ist, und nicht weiter fortkommen kann; so stärkt ihn das wieder. Giebt man doch den Pferden, wenn sie in einem Tage zehn bis zwölf Meilen gehen sollen, Bier und Brod zu ihrer Stärkung.

O! ich weiß es noch selbst recht gut, da ich noch ein Knabe, und so ungefähr in deinen Jahren war Karl! Da lief ich immer so gerne mit, und sahe zu, wenn die Hamster ausgegraben wurden. Da waren wir einmal wohl eine Meile von der Stadt weggegangen. Als der Abend kam, konnte ich nicht weiter, und wäre vor Mattigkeit liegen geblieben. Dem Mann wurde angst und bange, und wußte nicht, was er mit mir anfangen sollte. Endlich besann er sich, griff in seinen Schubsack, und gab mir ein Stückchen schwarzes grobes Brod. Als ich das gegessen hatte, wurde ich gleich so stark wieder, daß ich noch einmal so weit hätte gehen wollen.

So stärkt das Brod des Menschen Herz!

Dorchen. Willst du das liebe Brod noch so verkrummen?

D. Lieber Gott! Vater. Das hab' ich ja so noch nicht gewußt. Ich nicht wieder.

V. Aber sagt einmal: warum lehrt uns Christus wohl beten: unser täglich Brod gieb uns heute, oder alle Tage?

L. J! weil wirs alle Tage haben müssen?

V. Wir könnten ja andere Dinge essen: Fleisch, Obst, und dergleichen? Warum mag er nicht sa-

gen:

gen: unser Fleisch und Gemüse Gieb uns heute?

D. Das weiß ich doch nicht.

V. Weil wirs gar nicht entbehren können. Alles können wir missen; aber das Brod nicht. Und weil wirs gar nicht überdrüßig werden; sondern Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, gerne und ohne Ekel essen.

Ich will euch einmal in acht Tagen nichts anders, als Fleisch, Speck, Wurst, Kohl, Rüben, und dergleichen; aber kein Brod zu essen geben. Wie bald werdet ihr das alles überdrüßig werden?

D. Ach! mich ekelt schon davor?

V. Siehst du? Da hast du selbst die Erfahrung schon, wie nothwendig uns diese Speise sey? Ist das nicht eine ganz besondere Kraft, und Wohlthat Gottes, die er ins liebe Brod gelegt hat, daß wir uns alle Speisen überdrüßig, und zum Eckel essen; aber das Brod nicht?

D. Ja! das ist wirklich wahr.

V. Willst du es noch verkrummen? Was sagte denn neulich der Junker Eberhard zu dir, da du vor der Thür standest?

D. Ich hatte eben ein Stück schwarz Brod auf der Hand mit Salz. Da sagte er: Dorchen! gieb mir doch das schwarze Brod. Ich will dir ein großes Stück süße Torte dafür geben.

V. Thatst du es denn nicht?

D. O ja! Ich gabs ihm gerne, und nahm die Torte.

V. War-

V. Warum mochte er denn lieber das schwarze Brod haben wollen?

D. Ja! daß weiß ich nicht.

V. J! eben darum, weil er so weichlich und vornehm erzogen wird, und kein schwarzes Brod zu essen kriegt. Da war ihm das andere alles zum Ekel, und er sehnte sich nach dem lieben Brode, daß wir nicht überdrüßig werden.

Wie wollt' es auch sonst den Armen gehen, die nichts, als das liebe Brod haben? O! die werden es nicht überdrüßig — lassen gerne den Reichen ihre ekelhafte Speisen — essen Brod — sind gesund, und danken Gott, daß er das liebe Brod täglich bescheeret, und so viel Segen, Kraft und Stärke darinn gelegt hat.

Was alles dazu erfordert werde ehe wir Brod kriegen?

V. Wenn ihr euch dies noch erst recht vorstellt, Kinder! so werdet ihr das liebe Brod noch höher schätzen lernen. Wir wollen uns einmal die Lust machen, und in unserem Garten ein kleines Kornfeld anlegen. Recht so, wie es auf dem Felde ist. Da können wir alle Tage hübsch zusehen, wie das Korn wächst.

L. O ja! Väterchen. Das thue doch. Ich will eins umgraben. Soll ich?

V. Das

V. Das Ackerstückchen wäre also fertig. Was gehört aber nicht draußen auf dem Felde dazu, ehe das Korn kann gesäet werden?

Da muß der Ackermann seinen Acker pflügen, wohl dreymal pflügen. Erst Mist drauf fahren, und unterpflügen. Das heißt düngen. Dann auch wohl mit der Egge, und der großen Walze darüber her, daß der Acker recht gleich und eben wird.

K. So will ich mein Beetgen auch machen.

V. No; so kommt. Nun wollen wir säen. Es ist eben um die Bestellzeit draußen, um Michaelis, damit wir Wintersaat kriegen.

Seht, da nehm' ich eine Handvoll Rockenkörner, und streue sie aus. Der Mann draußen mit dem weißen Laken, der so immer an dem Acker herauf, und herunter geht machts eben so. Nun wollen wir den Samen zu harken, daß die Erde drüber kömmt. Sonst holen ihn die Vögel.

L. Ha! das will ich thun. Nun ists fertig.

V. Seht, nun haben wir das gethan, was Christus sagt: es gieng ein Sämann aus, zu säen seinen Saamen. Nun ruhe der liebe Samen in der Erde auf Gottes Segen.

K. Willst du nicht erst ein Bischen begießen, Vater?

V. Wer begießt denn das Feld draußen?

D. Der liebe Gott läßt regnen.

V. Also gehört der Regen auch dazu? Das ist nur des lieben Gottes Sache, das übrige zu thun.

Der

Der gütige Hausvater hat auch in der Natur schon alles dazu eingerichtet, daß der Samen in der Erde gedeye, und aufgehe. Dazu können wir nichts, gar nichts thun. O! wie viel gehört dazu, ehe der Samen aufbricht, ehe die Kornpflanze hervorwächst; wenn sie Blätter treibt; wenn der Stängel kömmt; wenn das Korn schoßt; wenn es blühet, wenn es Aehren und Körner treibt? Wer kann das einrichten? Und wer hats schon so gemacht, eingerichtet, daß bey jeder Veränderung des Korns und in seinem Wachsthum, diejenige Witterung erfolgt, die dazu erfordert wird, und den Wachsthum nicht hindert, sondern befördert? Bedenkt das wohl, liebe Kinder,

Siehe! ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis er empfahe den Morgenregen und Abendregen.

L. Ey! es gehört doch wirklich viel dazu, ehe wir das Korn aus der Erde kriegen, daß Brod daraus machen können?

V. Ist das nicht werth, daß wir darauf Achtung geben? Bedenkt nur: heute haben wir gesäet; und über drey Viertel Jahre vergehen, ehe wir ärnten. Das Korn steht den ganzen Winter durch in der Erde, und das heißt denn Winterkorn.

Was muß in der ganzen Zeit nicht, so wohl vom Himmel, aus der Luft, aus den Wolken; durch Regen, Nebel, Schnee, Frost, Eis, Reif, Wind, Thau, Sonnenschein, Gewitter, Blitz, Donner, Hagel, dazu kommen; als auch in der

Erde

Erde selbst geschehen, ehe das Korn ganz reif wird? Du lieber Gott! wie viele Mittel und Ursachen müssen die Zeit durch erst mit wirken, ehe wir Brod kriegen? Fehlt nur eine; so geräths nicht. Zu viel Regen, oder zu wenig; so geräths nicht. Zu viel Sonne, oder zu wenig; so geräths nicht. Zu viel Schnee oder zu wenig; so geräths nicht.

Wer kann, wer muß nun von dem allen gleich viel geben, wenn es gerathen soll? Seht ihr wohl, wie euch das liebe Brod Gottes Allmacht, Weisheit und Güte lehrt?

A. Ach Vater! Unser Beetgen wird schon grün. Ganz kleine grüne Spitzchen kucken hervor.

V. J! das wäre ja? Wirklich da sind sie schon. Nun hat das Korn schon gekeimt, und kleine Würzelchen getrieben.

L. Was heißt das, Vater! Keimen?

V. Das sollst du in der Stube sehen.

L. In der Stube? da ist ja keine Erde.

V. Du sollst es ohne Erde; aber im Wasser sehen. Da nehm' ich ein Paar Gerstenkörner, und hänge sie an einem Faden mit einem Stückchen Kork mit der Spitze ins Wasser; so sollen sie bald keimen. Laß sie so stehen, und siehe in ein Paar Tagen wieder nach.

L. Ach! Vater. Die Körner sind geplatzt, und es hängt ein kleines weißes Fädenchen heraus.

V. Das ist der Keim, der zuerst hervorbrechen muß. Sieh, da sind einge Körner nicht geplatzt.

Darinn

Darinn taugt der Keim nichts. Die sind taub, wie man sagt, und es wäre nichts draus geworden.

Der Keim ist das wichtigste im ganzen Korn. Die zukünftige ganze Pflanze im Kleinen, so mit Häuten, und andern Theilen bedeckt, daß man sie nur, wie in einem Schatten, durch das Vergrößerungsglas kann schimmern sehen.

Wir wollen einmal eines von den Körnern da, die gekeimt haben, von einander schneiden. Da hast du das Glas. Besiehe die beyden Hälften.

L. Ach! das ordentliche kleine Pflänzchen schon. Du lieber Gott!

V. Wie viel gehört dazu, ehe wir Brod kriegen? Nun wollen wir auch einmal draußen von unserm Beetgen ein Pflänzchen aufziehen. Seht, da hat der Keim schon zarte Würzelchen getrieben. Da können wir recht deutlich sehen, wie es gekeimt hat, und schon so weit gewachsen ist.

Doch dazu gehören noch viel mehr Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes, der das Brod aus der Erde bringt.

Das

Das Samenkorn; der Keim; die Pflanze; und der Kornhalm oder Stängel

Ludw. Wie geht denn das nun zu, daß das Korn keimt, und wächst?

Vat. Das geht alles im Dunkeln, in dem Schooß der Erde vor sich. Wenn das Samenkorn in der Erde liegt; so saugt sichs voll von der Feuchtigkeit, die in der Erde ist. Davon schwillts auf, und die äußerlichen groben Häute platzen. Das ist das erste, was geschiehet. Dadurch kriegt der inwendige Keim Luft, daß er hervorbrechen kann. Das heißt: entwickelt sich und fängt an zu wachsen.

Dies geschiehet gleich ein Paar Tage nachher, daß das Korn gesäet ist. Der Keim hat zwey Haupttheile wie ihr bey dem Gerstenkorn gesehen habt. Der eine liegt auswärts, gleich unter den äußern Häuten des Saamenkorns. Dieser wird allezeit die Wurzel der künftigen Pflanze, und wächst allemal unterwärts in die Erde, sich darinn zu befestigen. Der andere liegt inwendig, und wird der Stamm, und das Gesträuche der Pflanze. Dieser wächst allezeit aufwärts, aus der Erde in die Höhe.

Und hierinn, in diesem aufwärts wachsenden Theile, sind alle diejenigen kostbaren Theilchen verborgen, woraus nachher der Stängel, und die

Aehre

Aehre mit ihrem Reichthum, mit ihrem hundertfältigen Segen, mit ihrem Körnern entstehet.

D. Ey? das wäre doch erstaunlich?

V. Erstaunlich genug, weil wir nichts davon eher zu sehen kriegen, als bis sich alles gebildet hat, daß wirs unterscheiden können. Aber so weit sind wir jezt noch nicht.

Wenn vier und zwanzig Stunden nach der Aussaat vorbey sind; so springt das Pflänzchen aus seiner Hülse. Zuerst kömmt die Wurzel hervor, noch in einem Häutchen, das aber bald plazt. Ein Paar Tage nachher treiben andere Wurzeln an den Seiten hervor; jede auch in einer Hülse, die bald zerspringen. Am fünften und sechsten Tage fängt schon das grüne Spitzchen an, sich aus der Erde zu zeigen. Diese wachsen denn immer, als grüne Blätterchen vor, und bleiben den Winter über unter dem Schnee so stehen. Das ist denn die schöne grüne Wintersaat, die so herrlich unter dem Schnee hervorschimmert.

Die Aehre aber, als das Köstlichste ist noch immer in einer fest verwahrten Hülse verborgen, und zeigt sich nicht eher, als bis das Korn im Frühjahre von neuem anfängt zu wachsen.

Dabey muß ich auch noch etwas von der Nahrung des Keims sagen. Man pflegt zu sagen: das Korn liegt in der Milch. Das ist das Mehlichte Wesen, was in dem Korne steckt. Dies

wird

wird durch die eingesogene Feuchtigkeit weich, und flüßig, wie Milch. Die erste Nahrung des Keims, bis er selbst erst durch seine Wurzeln und Blätter mehrere Nahrung an sich ziehen kann.

O! welch eine weise Einrichtung! Wie viel gehört dazu, ehe wir Brod kriegen?

Seht einmal nach im Garten. Der Schnee ist nun weg. Wie eure Kornbeetgen aussieht?

K. O! die Blätter sind ganz gelb. Da wird wohl nichts draus werden.

V. Das schadet nichts. Die Blätter mögen immerhin verwelken, wenn nur die Wurzel, der Aehre gut bleibt. Nun soll keiner wieder hin, bis der May bald vorbey ist.

Dorch. Vater! ich habe durch die Ritze in der Gartenthür gekukt. O! es stehen hohe, hohe Stängel da.

V. Nun ists Zeit. Nun wollen wir wieder nachsehen. Seht da, den Halm, oder Stängel. Hier oben schon die grüne Aehre. Wie sie sich nieder hängt?

In diesem Kornhalm sind so viele verborgene künstliche und weise Einrichtungen, daß auch kein Uhrmacher eine Uhr so künstlich machen könnte. Gott wie viel gehört dazu, ehe wir Brod kriegen? Ohne diesen Halm kann keine einzige Aehre, kein Körnchen darinn zu Stande kommen.

Laßt uns einen recht langen ausziehen,

Ludwig. Der ist ia bald so hoch, als ich.

Vat.

V. Ja! wie lang werden nicht die Rockenhälmer? Viele über drey Ellen. Der größte Flügelmann kann sich in einem Rockenfelde verbergen und man sieht ihn nicht.

K. Warum werden denn die Hälmer so hoch?

V. Bey dem Wachsthum des Korns ist auch kein Theilchen, kein Umstand vergeblich. Alles hat seine Absicht. Also auch dies, daß er so lang wächst. Aber nicht bey allen Arten des Korns gleich lang. Bey dem Rocken am längsten. Bey dem Gersten am kürzesten.

Hätte das Korn keinen so langen Stängel, so würde die Aehre mit den Körnern, wenn sie zu nahe an der Erde bliebe, von den vielen Feuchtigkeiten, die hier ausdünsten, bald verfaulen. So aber kann sie in der freyen Luft, und Sonne recht trocken werden.

Hauptsächlich aber muß er darum seine rechte Höhe haben, damit der köstliche Nahrungssaft, der von unten, aus den Wurzeln, in die Höhe, bis zur Aehre, steigt, inwendig in seinen Kanälen, Adern, und andern, darinn verborgenen Gefäßen, so gereiniget, geläutert und durchgeseigert werde, daß er uns endlich das schöne Mehl, und Brod geben kann.

O! hier sollt ihr erst sehen, wie viel dazu erfordert werde, ehe wir Brod kriegen?

L. Mich wundert nur, daß er nicht einknikt. Denn der Wind bewegt ihn oft bis zur Erde?

V. Dazu ist er auch schon eingerichtet, daß das

O nicht

nicht geschehen kann. Erstlich ist er von allen Seiten gleich rund, daß ihn der Wind nicht recht fassen kann.

Es sieht scharmannt aus, wenn der Wind so durch ein dickes Kornfeld braust. Nicht anders, als wenn sich die Wellen des Meers bewegen. Wenn es der Wind auch bis zur Erde gebeugt hat; gleich richtet sichs wiede in die Höhe. Das macht der steife Kornhalm, der nicht bricht.

Zweytens hat ihn der liebe Gott mit vier starken Knoten versehen, daß er nicht brechen kann. Seht ihr sie wohl? Aber mit diesen Knoten will ich euch erst noch ein Vergnügen machen, wie ihr noch nicht gehabt habt. Darinn stecken erst Dinge, die kein menschlicher Verstand erfinden konnte.

Kornhalmknoten und Aehre.

K. Was machst du denn da, Vater! Du schneidest ja den Knoten von einander?

V. Nicht nur von einander; sondern nur ein ganz dünnes Scheibchen von dem Knoten. Das wollen wir einmal gegen das Licht halten.

D. Das ist ja, wie ein kleines Sieb.

V. Ja! wie ein Sieb; aber künstlicher, wie die feinste Uhr. Die ist noch viel zu grob dagegen.

K. Wie siehst du denn das, Vater?

V. Ihr

V. Ihr sollt es gleich selbst sehen. Dies Scheibchen lege ich hier zwischen diese beyde Glasplatten, und schiebe sie unter das Vergrößerungsglas. Seht nun einmal durch!

L. O! das ist ja ein Geflechte über das andere.

D. Ein Faden über den andern. Große und kleine.

V. Aber seht einmal, wie ordentlich?

K. O! da am Rande sind Millionen kleine Löcherchen. Große und kleine.

V. Wie viel gehört dazu, ehe wir Brod kriegen?

Seht, das sind die feinen Röhren, Gefäße, und Maschinen, durch welche der Nahrungssaft durch muß. So wie er aus der Wurzel in dem Halme aufsteigt, ist er viel zu dick, und unrein. Nun geht er durch die vielen tausend kleinen Siebe, und geflochtenen Röhren des ersten Knotens. Da ist er aber noch nicht fein genug. Nun durch den andern Knoten, der noch feinere Gefäße hat. Da wird er noch reiner. Dann durch den dritten. Da wird er noch mehr gereiniget. Endlich durch den vierten. Da kriegt er seine völlige Läuterung, wie er in der Aehre, und den Körnern seyn muß.

Ich wills euch gleich zeigen, und von dem vierten Knoten ein Scheibchen abschneiden. Da seht her!

L. Ach! alles viel feiner, als in dem vorigen.

V. Das war auch der erste.

Hättet ihr das wohl gedacht? Das alles gehört dazu, wenn wir Korn, Mehl und Brod haben sollen.

D. Ach Gott! wie unrecht hab' ich gethan, das liebe Brod so zu verkrumen, darum der liebe Gott so viel thut, ehe es fertig wird?

V. Das hab' ich eben durch diese Erzählung bey euch erreichen wollen. Wir sind aber noch nicht fertig.

Bey dem Haupthalme sitzen andere kleinere Hälmchen, nebst den Blättern. Diese sammlen den Thau und Regen. Nach und nach bilden sich die Körner der Aehre. Um diese recht zu verwahren: wie sind sie nicht von den beyden obersten Blättern des Halms so genau verschlossen, daß nichts dazu kommen kann. Erst aber blühet das Korn, damit die Körner wieder zu ihrer künftigen Fruchtbarkeit den Keim bekommen. Nach der Blüthe schließen sich die beyden obersten Blätter immer dichter zusammen. Jedes Körnchen bekömmt eine kleine Kammer, und das Ganze ist gleichsam eine kleine Kornkammer, worinn sie alle liegen. Wie ist die mit Häuten und Hülsen verwahrt. Aus jedem Korne tritt eine lange Spitze hervor. Die nennt man Einen. Diese sind scharf, und haben an den Seiten viele Widerhaken, damit sich die Vögel nicht ansetzen können.

Wenn nun die Körner in der Aehre so weit sind, daß sie ihren völligen Nahrungsaft erreicht haben, der wie eine Milch aussieht; so stirb dem Korne

die

die Wurzel ab. Das geschiehet ohngefähr um Jacobi, gegen den 25ten Julius, damit nun kein Nahrungssaft mehr zufließe, sondern die Körner Zeit zum trocknen haben. Da wird denn die Milch zu Mehl, und im August ist das Korn reif, daß es gemähet, und eingefahren wird. Dann haben wir das fröliche Aernt= und Brodfest da der liebe Gott so viel gieb, daß so viele Millionen Menschen, und noch unzählich mehrere Kreaturen: große Thiere, Vögel, Käfer und Gewürme, auf dem Erdboden können erhalten werden.

Dorch. O Vater! du hast uns viel Freude gemacht.

Ludw. Was haben wir da nicht gelernt? Nun will ich auch keinen Strohhalm mehr verachten.

Vat. Ja! nun denkt einmal: wie viel erst noch dazu gehört, in der Aernte, und nach der Aernte, ehe wir Brod kriegen?

Da muß das Korn gemähet, eingefahren, gedroschen, gesiebet, auf den Boden gebracht, getrocknet, umgeschüttet, in die Mühle gebracht gemahlen, und gebacken werden. Durch wie viele tausend Hände und Maschinen geht es erst durch, ehe es zum Munde kömmt? Denkt ja nicht, daß wir eine von diesen Anstalten oder Einrichtungen entbehren können. Eine ist fast so nothwendig, als die andere.

Als in Sicilien den 5ten Febr. 1785. das erschreckliche Erdbeben war, dadurch alle Häußer einstürzten; so war das nachher die größte Noth,

daß

daß die Leute, die übrig blieben, zwar Korn genug; aber keine Mühlen, Backöfen, und Menschen hatten, die das Korn hätten in Brod verwandeln können.

O! wie nützlich ist doch alles an der Kornpflanze? Sie giebt uns nicht nur Brod; sondern wenn nun auch nichts mehr davon zu gebrauchen ist, so bleibt doch das Stroh übrig.

Dorch. Das Stroh? Wovon kömmt denn das?

Vat. J! das sind die trockenen Kornhälmer. Wie nützlich können wir die nicht noch gebrauchen? zum Einheizen, zum Kochen. Klein geschnitten wirds Heckerling, und Futter der Pferde.

Und wenn es auch allen den Nutzen nicht hätte; so wirds doch das Bette, und Lager der Armen, die keine Betten bezahlen können.

D. Das muß ich gestehen. So viel nützliches hab' ich lange nicht gelernt.

V. Hab' ich recht, wenn ich sage: wie viel wird dazu erfordert, ehe wir Brod kriegen? Und nun liebes Dorchen! ich bin gewiß, daß du kein Brod wieder verkrummen wirst. Du weißt nun, wo es herkömmt, und was dazu gehört, ehe wirs essen können.

Wozu nützen manche den Menschen so lästig scheinende Thiere?

Nein, lieber Vater, sagen Sie mir nur, sind denn die Fliegen auch zu was nütze? fragte Sophie, nachdem sie sich eine lange Weile mit der Fliege herumgejagt hatte, die ihr um die Ohren summte, und sich ihr bald auf die Nase, bald auf die Stirne setzte.

Vater. Ich glaube es meine Tochter.

Sophie. Aber, wozu denn? Sehen Sie nur, wie sie mich plagen! und in der Küche sind sie vollends so arg, daß die Mägde kaum etwas vor ihnen machen können.

V. Die Fliegen fressen so mancherley, das außerdem in Fäulniß übergehen und Eckel verursachen würde, und dienen Vögeln, Spinnen und vielen andern Thieren zur Nahrung.

S. Wir könnten aber ja alles wegräumen, was uns, auch ohne ihre Hülfe widrig wäre; und was die Nahrung für andere betrifft: so habe ich oft ganze Haufen todt in einem Fenster gefunden, daß sie also kein anderes Ding benutzt zu haben scheint.

V. Gut. Gesetzt aber, eine Fliege besäße die Kraft zu denken, würde sie nicht in dieselbe Verlegenheit kommen, wenn sie bestimmen sollte, zu was die Menschen gut sind? Das großfüßige Ungeheuer, würde sie vielleicht sagen, statt uns zum

Leben

Leben behülflich zu seyn, verschlingt mehr Speise auf eine Mahlzeit, als ganze Legionen von Fliegen aufzuzehren im Stande seyn würden. Dann tödtet er uns zu hunderten, wenn wir ihm in Weg kommen; und ich sehe ihn alle übrige Thiere quälen und zerstören. Und wenn er stirbt, wird er in einen großen Kasten verschlossen, und tief in die Erde versenkt, als ob er eben so wenig nach seinem Tode Gutes zu thun willens wäre, als bey seinem Leben. — Was wolltest du wohl einer so raisonnirenden Fliege antworten?

S. Ich würde sie für sehr naseweis halten, wenn sie so über weit bessere Wesen, als sie ist, schwatzen wollte; dann — daß sie, wie alle übrige Geschöpfe, zum Nutzen des Menschen gemacht ist, und nicht der Mensch für sie.

V. Würdest du da wahr reden? Eben sagtest du, du könntest nicht begreifen, zu was uns die Fliegen nützten: indeß, wenn sie unser Blut saugen, so sehen wir doch, daß wir ihnen nützen.

S. Das will mir eben nicht in Kopf.

V. Es giebt mehr Thiere, die wir schädlich nennen, und die uns so wenig nützlich scheinen, daß wir auf alle mögliche Art ihrer los zu werden suchen. Aber noch mehr als dieß: es giebt ungeheure Ländereyen, wo wenig oder gar keine Menschen wohnen, und die doch voller Thiere, Vögel, Gewürme und anderer lebendigen Geschöpfe sich befinden. Diese sind doch gewiß nicht ihretwegen allein da. Im Gegentheil, halten sie oft den Menschen entfernt.

S. Zu

E. Zu was dienen sie denn also?

V. Sie sollen glücklich seyn. Es ist ein offenbarer Zweck des Schöpfers, allen Wesen so viel Leben zu geben, als möglich ist: denn das Leben ist ein Genuß für alle Geschöpfe, die im Besitze ihrer Gesundheit und Kräfte sind. Der Mensch übertrift die übrigen Thiere an Fähigkeiten des Genusses, und hat eine Aussicht auf einen künftigen Zustand. Uebrigens verlangt der Schöpfer die Glückseligkeit aller seiner Geschöpfe, und sieht mit eben so viel Güte auf diese Fliegen herab, die um uns herspielen, als auf uns selbst.

S. Also sollten wir sie auch nicht tödten, und wenn sie uns auch noch so sehr zur Last fielen?

V. Das will ich eben nicht sagen. Wir haben ein Recht, von allen Thieren einen vernünftigen Gebrauch zu unserm Vortheile zu machen, mithin uns auch von allen denjenigen, die uns schädlich seyn können, zu befreyen. So weit erstreckt sich allenfalls unsere Herrschaft über sie. Aber nie sollten wir zu unserm bloßen Vergnügen übel mit ihnen umgehen, oder ihr Leben zu einem muthwilligen Spiele machen. Ja ein gutherziger Mensch wird lieber eine kleine Ungemächlichkeit erdulden, als einem armen Geschöpfe das Einzige nehmen, was es hat. Ein Kind kann ein Leben vernichten: aber kein König auf Erden kann es wieder geben! Ich erinnere mich, von einem gutmüthigen alten Manne gelesen zu haben, daß, als ihn seine ganze Mahlzeit über eine große Fliege lange geplagt hatte,

hatte, er nach vieler Mühe sie endlich erhaschte. Statt sie aber zu tödten, hielt er sie sorgfältig in der Hand, öffnete dann das Fenster, und sagte: da geh, armes Geschöpf, ich möchte dir nicht gern ein Haar krümmen; die Welt ist ja für dich und mich groß genug.

Soph. Gewiß! den Mann würde ich lieb haben können.

Vat. Einer unserer angenehmsten Dichter hat einige niedliche Zeilen an eine Fliege gerichtet, die sich auf sein Weinglas setzte. Sie fangen sich so an:

Geschäftige, lüsterne, durstige Fliege,
Komm, trinke mit mir, und trinke wie ich:
Hier setze dich fest, dem Glase willkommen!
Schlürf, was du nur kannst, schlürfst du es selbst aus.

Soph. Recht artig! Bald glaube ich, werde ich den Fliegen gut zu seyn anfangen. — Aber Vater, zerstören die Thiere nicht eines das andere?

Vat. Allerdings. Der größte Theil lebt von dem Leben des andern. Es ist ein immerwährender Krieg in welchem der Schwächere des Stärkern Raub wird. Selbst das unschuldige Schaaf vernichtet mit jedem Maulvoll Gras hundert kleine Insekten. In der Luft, die wir einathmen, und dem Wasser, das wir trinken, schlucken wir tausend unsichtbare Geschöpfe mit ein.

Soph. Ist das aber nicht sehr seltsam? Waren sie geschaffen, um zu leben und glücklich zu

seyn,

seyn, warum müssen sie denn so geschwind wieder vernichtet werden?

Vat. Sie werden nicht schneller vernichtet, als sie hervorgebracht werden, und wenn sie des Lebens so lange genießen, als es dauert, so haben sie schon gewonnen. Dadurch aber, deß ein Thier dem andern zur Nahrung dienet, hat die Vorsehung jedes Glied der Existenz ausgefüllt. Du siehst die Schwärme von Fliegen, den ganzen heißen Sommer über werden sie immerfort aus den Eyerchen und Maden erzeugt, und so bald sie den Gebrauch der Flügel bekommen, schwärmen sie umher, und füllen jeden Raum in der Jagd nach ihrem Futter aus. Mittlerweile dienen sie wieder dem ganzen Geschlechte der Spinnen zur Nahrung; durch sie erhält sich die ganze Zunft der Schwalben und eine Menge anderer kleiner Vögel; Ja selbst für die Fische sind sie niedliche Leckerbißchen. Indessen wird man nicht gewahr, daß ihrer weniger werden, und eine ungeheure Anzahl lebt, bis die kalte Witterung eintritt und ihnen ein Ende macht. Würden sie durch nichts aufgerieben, so würden sie aller Vermuthung nach, so zahlreich werden, daß eins vor dem andern würde verhungern müssen. So, wie es aber ist, sind sie voller Genuß, und werden andern Geschöpfen zum Leben und Genuß, die ebenfalls wieder andern dazu dienen müssen.

Soph. Es ist also keine Handlung des Mitleids, wenn ich ein Spinnegewebe zerreissen, um eine Fliege in Freyeit zu setzen?

Vat.

Vat. Nein — nichts mehr, als wenn ich die Falle zerstören wollte, worinn ein armer Indischer Jäger sich sein Mittagsmahl zu erhaschen gedachte. Beyde folgen der Leitung der Natur. Soll ich dir ein Geschichtchen erzählen?

Soph. O ia — thun sie es doch!

Vat. Ein ehrwürdiger Bramire, der nie in seinen Leben etwas anders, als Reiß und Milch gegessen hatte, und es für eines der größten Verbrechen hielt, das Blut irgend eines lebenden Geschöpfes zu vergießen, gieng einst voller Gedanken an dem Ufer des Ganges umher. Hier sah er ein Vögelchen auf der Erde Ameisen aufpicken, so schnell als es nur schlucken konnte. Mörderischer Bösewicht! rief er, welch eine Menge Leben opferst du einem einzigen schwelgerischen Mahle auf! — In demselbigen Augenblicke kam ein Sperber, ergriff den kleinen Vogel, und flog mit ihm auf. Der Bramine war anfänglich geneigt, über ihn zu frolocken: doch, da er ihm schreyen hörte fieng er an ihn zu bemitleiden. Armes Ding, sagte er, du bist in die Klauen eines Tyrannen gefallen! — Indem aber kam noch ein stärkerer Tyrann über ihn: den ein großer Falke schoß auf ihn hernieder, und warf ihn mit dem leblosen Vögelchen in seiner Kralle herab. Ein Tyrann wider den andern dachte der Bramine bey sich selbst: das ist in seiner Ordnung! Der Falke hatte kaum seinen Raub zerrissen, als ein Luchs, der hinter dem Felsen, worauf er saß, versteckt lag, hervorsprang, ihm faßte, erwürg-

würgte, ihn in ein nahes Dickicht trug, und ihm das Blut auszusaugen anfieng. Der Bramine verfolgte mit seinen Augen diese neue Entwickelung der vergeltenden Gerechtigkeit, als sich ein plötzliches Gebrüll erhob, und ein gewaltiger Tiger aus dem Gesträuche wie ein Donnerwetter auf den Luchs hervor sprang. Der Bramine war nahe genug, das Zerknirschen der Gebein zu hören, und eilte voller Schrecken davon, als er einem Englischen Soldaten begegnete, der mit einer Flinte bewaffnet war. Er zeigte ihm voller Rachgier den Ort, wo er sein blutiges Gastmahl hielt. Der Soldat zielte nach dem Tiger, und streckte ihn glücklich zu Boden. Bravo! schrie der Bramine. Ich bin sehr hungrig, sagte der Soldat, kannst du mir nicht etwa ein Stückchen Pöckelfleisch geben! Ich sehe, ihr habt hier die Menge Kühe. Schrecklich! rief der Bramine, wie? Ich sollte die heiligen Kühe des Brama tödten! — Gut, so thue mir den Gefallen, und tödte du das nächstemahl den Tiger selbst, sagte der Soldat.

Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne über die Gespenster.

Sohn. (welcher erschrocken herein kömmt) Hu! bin ich nicht erschrocken, Vater! Vater!

Vater. Was giebts? Was ist dir?

S. (immer noch außer sich) Draußen auf dem Hofe beym Holzstalle!

V. Sollte mans doch nicht denken — ein Junge von zehn Jahren, und so furchtsam wie ein Haase! -- Was gabs denn da! Rede!

S. Ein feuriger Mann!

V. Ein feuriger Narr! Wer weis, was Du gesehen hast! Komm mit heraus, wir wollen sehen, was es ist! Komm!

S. Ums Himmels Willen, Vater! laßt mich in der Stube -- bleibt selbst hier wer weis, was es Euch zu Leide thun könnte!

V. Ich werde mich wohl wehren; darum nehme ich Dich zum Gehülfen mit.

S. Laßt euch erbitten, Vater! und bleibt hier!

V. Nichts! Du mußt und sollst mit! (Er nimmt ihn beim Arme, und führt ihn unter vielen Sträuben mit sich fort.) Nun! wo ist der feurige Mann ohne Kopf? (Sie stehen beide dem Holzstalle gegenüber) Ich sehe ja nichts!

S. Seht Ihr denn dort nichts, Vater? Dort im Winkel?

V. Ha ha! nun seh' ichs auf einmal! Komm! wir wollen hingehen!

S. Ich bitte Euch, so sehr ich kann, geht nicht hin, oder laßt mich wenigstens hier!

V. (Schlept ihn mit Gewalt zu dem Orte hin.) Nun Heinrich, was ist's.

S. Ach! ein grosses Stück Holz!

V. Und zwar faules Holz. Dieses Holz giebt in der Nacht einen feurigen Schein von sich, und wer nun so ein Haasenherz hat wie Du, der denkt gleich, es steht ein feyriger Mann ohne Kopf da. Man muß, wenn man so etwas zu sehen glaubt, sich ein Herz fassen, und darauf zugehen, so wird man allemal gewahr werden, daß es nichts ist Glaub mir auf mein Wort, es ist blosse Täuschung. — Wenn man einmal denkt: was mag dort für ein furchtbares Ding sein, und fürchtet sich, so ist man den Augenblick seiner Sinne und seiner Ueberlegung nicht mehr mächtig; die eingebildete Erscheinung vergrössert sich immer mehr, und wird unsern Augen immer furchtbarer. Also empfehle ich Dir nochmals die Regel, die mir mein seliger Großvater als einem Jüngen, in deinem Alter, gab: Fasse Dir ein Herz, und gehe darauf zu, so wirst du finden, daß es nichts ist! Nach und nach wird man dadurch so beherzt, daß man sich nichts dergleichen anfechten läßt.

Sohn. Ich will Euch folgen, Vater! Aber anfangs wird mir's schwer ankommen.

Vat. Das schadet nicht. Wenn du das nur ein oder zweimal erst wirst versucht haben, dann geb' ich Dir mein Wort, deine Furchtsamkeit wird ziemlich verschwunden seyn.

Sohn.

Sohn. Ich habe immer mancherley von Erscheinungen und Gespenstern gehört, was soll ich davon wohl denken?

Vat. Daß an allen solchen Spinnstubenhistörchen nichts ist.

Sohn. Die Irrlichter, habe ich erzählen hören, sollen die Menschen irre führen, und auf der Wiese, wo sich einmal ein Kühtreiber die Kehle abgeschnitten hat, soll's umgehen, oder wie man sich ausdrückt, spüken,

Vat. Hör ich da nicht seltsame Geschichten! Wie sieht denn der Viehtreiber aus, der auf der Wiese umherspukt? Hat er einen Kopf, oder hat er keinen? Und wer hat ihn gesehn?

S. Viele Leute. Einen Kopf, sagte mir Jemand, der ihn selbst gesehen hat, hätte er nicht, aber es wäre eine grosse, feurige Gestalt, die wenn Jemand der Wiese sich näherte, ausrisse, zuweilen auch den Gehenden verfolgte.

V. Mein lieber Sohn! ist mir selbst einmal so gegangen.

S. Also könnt Ihr doch die Sache nicht läugnen?

V. Höre an, ich will Dir dieß alles erklären. An sumpfigen Oertern, oder wo viel Salpeter in der Erde ist, da sammeln sich Dünste, und ziehen sich zusammen, so daß ein Haufe solcher Dünste, in einiger Entfernung, den Umfang einer Vierkufe zu haben scheint. Diese Erscheinung bleibt nicht immer an einem Orte, sondern schweift um-

her,

her, jenachdem die Luft mehr oder weniger in Bewegung ist. Erhebt sich auf einmal ein starker Wind, so zerstiebt den Augenblick die ganze Erscheinung. Furchtsame, oder einfältige Leute denken nun, wenn sie von der Ferne so etwas sehen, hu! da ist ein feuriger Mann ohne Kopf! Kommen sie näher, so flieht gemeinlich das Ding hurtig von dem Orte weg wo es war. Denn der Mensch macht allemal durch das Gehen eine Bewegung der Luft, die sich bis zu dem Feuerklumpen fortpflanzt, wenn er ihm nahe kommt. Von eben der Art sind auch die Irrlichter. Wenn der Wanderer genau auf die Dinge acht hat, indem sie auf der Wiese herumhüpfen — wie bekannt bleiben sie auch nicht auf einer Stelle – und seinen Weg nicht wahrnimmt, ist da wohl zu verwundern, daß er sich verirrt, oder nach Gelegenheit in einen Graben fällt?

S. Das ist nicht zu verwundern.

V. Du wirst wohl gehört haben, daß die feurigen Männer sich gern auf Schlachtfeldern sehen lassen. Nicht?

S. Richtig! das hab' ich gehört.

V. Das geht ganz natürlich zu. Wo Leichname verfaulen, da entstehen, lange Zeit nachher, solche feurige Dünste. Darum sieht man dergleichen auch auf Kirchhöfen oder Gottesäkern. In Bergwerken — kurz an allen solchen Oertern wo Salpeter, Salz = oder Schwefeltheile in

der Erde sind, giebts zu Zeiten bei Nacht solche Erscheinuugen, und Niemand hat Ursache sich davor zu fürchten. Was den selbstentleibten Viehtreiber anlangt, so ist dieses etwas ganz zufälliges, und die Feuermänner würden auf der Wiese sich sehen lassen, wenn sich auch Niemand da umgebracht hätte, denn die Wiese ist sumpfig, und dünstet folglich stark aus. Bist nun beruhigt mein Sohn?

S. Hierüber wohl, aber ich habe noch andere Sachen.

V. Die sind?

S. Die eigentlichen Gespenster.

V. Das sind freilich garstige Patrone, wenns nehmlich deren gäbe. Hast du einmal eins gesehen?

S. Zur Zeit noch nicht.

V. Ich auch nicht. Verständige Leute sehen so etwas nicht, aber unverständige und abergläubische wissen viel davon zu erzählen, denn sie untersuchen nichts, und einer glaubt dem andern aufs Wort Allein wenn ein verständiger, gescheider Mann etwas läugnet, und ein paar hundert Unverständige bejahens, so gilt bei mir das erstere Urtheil weit mehr; ich läugne mit dem einen, was zweihundert oder noch mehrere bejahen.

S. Das geht wohl zu weit.

V. Nichts weniger. Denn ein Verständiger untersucht das, was er behauptet, genau, und zu wiederholtenmalen, jene hingegen alle nicht, so

viel

viel ihrer auch sind. Frage also verständige Leute, und du wirst hören, daß sie eben so wenig Glauben an die Gespenster haben, als ich.

S. Es muß aber doch etwas an der Sache sein, weil gar so viel davon gesprochen und so manche fürchterliche Geschichte erzählet wird?

V. Hat sich nicht manche Sage, mancher Irrthum, viele Jahrhunderte hindurch in der Welt erhalten, ehe er gänzlich aus derselben verdrängt wurde?

S. Hat man solche Beispiele?

V. O sehr viele! Ich will nur ein einziges, und zwar ein solches, das mit der Gespenstersache viel Aehnlichkeit hat, anführen. Wenn in alten Zeiten ein Mensch verrükt oder melancholisch war, und sonderbares Zeug vorbrachte — so wie's bey der Art Leuten zu geschehen pflegt — so glaubte man ein böser Geist habe ihn besessen. Woher kam das? Man konnte die Entstehung solcher Krankheiten nicht finden, und wußte sie eben so wenig zu heilen. Dieses war z. B. in Griechenland und beinahe bei allen alten Völkern allgemeiner Volksglaube. Da kamen denn Geisterbeschwörer, und wollten durch allerhand Grimmassen die Gespenster austreiben. Bekam der Kranke zufälliger Weise oder durch die Zerstreuung seiner Gedanken, die ihm auf diese Weise gemacht wurde, seinen Verstand wieder: so glaubten die Herren Geisterbeschwörer den geglaubten Geist ausge-

trieben zu haben. Dieser Aberglaube dauerte noch lange nach Christi Zeiten fort, ja er nahm sogar in den mittleren Zeiten, d. h. im zehnten, eilften und folgenden Jahrhunderten mehr zu, weil man gar zu unwissend in allen nützlichen Kenntnissen war, und die Geisterbeschwörer, insgemein Mönche, hatten vollauf zu thun. Nach und nach verminderte sich der Glaube an solche Undinge, und ist izt bei dem aufgeklärten Theile der Deutschen Nazion verschwunden.

S. Woher kam das?

V. Daher, daß man sich von Zeit zu Zeit mehr Kenntnisse in der Heilkunde, in der Naturlehre und andern Wissenschaften erwarb. Izt läßt man einem solchen, den man ehedem für besessen gehalten hätte, zur Ader, und giebt ihm Arzeneien, die sein zerrüttetes Gehirn, wo möglich, wieder in Ordnung bringen. So werden viele wieder hergestellt, ohne die Hokus Pokus des Geisterbeschwörers vorzunehmen. Doch wieder zum Gespenstern. -- Sage mir, was soll denn ein Gespenst sein? Entweder es müßte ein höherer Geist sein, guter oder böser --- gleich viel -- oder eine abgeschiedene menschliche Seele; nicht?

S. Mir scheint's so.

V. Man liest wohl in der Bibel daß Gott zu Zeiten gewissen Menschen Engel hat erscheinen lassen, die sie von seinen Absichten unterrichten mußten. Aber diese hat noch Niemand unter die Gespenster gerechnet, weils damit eine ganz andere Beschaffenheit hatte.

S. So

S. So sinds böse Geister!

V. Und was sollte Gott wohl für eine Absicht haben, bösen Geistern zu erlauben, in dieser oder jener Gestalt den Menschen zu erscheinen, und sie zu schrecken? Vielleicht um sie bloß zu erschrecken? Dieß wäre gar keine Absicht. Um sie zu belehren? — In was denn? Wir haben Vernunft und göttliche Offenbarung, brauchen folglich keine Geisterbelehrung, denn sonst wäre auch die Offenbarung zu unserer Belehrung in göttlichen Dingen und unseren Pflichten nicht hinreichend, und das ist sie doch selbst nach Gottes Ausspruche. Sollte sie Gott erscheinen lassen, um die Menschen von der Sünde abzuhalten? Ich begreife nicht, wie dieser Endzweck erreicht werden sollte, denn wenn Gott die Menschen strafen will, so giebt es ja tausend und aber tausend Dinge in der Natur, die Gott des falls zu Gebote stehen.

S. Vielleicht sind's menschliche Seelen?

V. Auch diesen müßte ihre Erscheinung erst von Gott erlaubt sein. Und warum sollte Gott das geschehen lassen? Es müßten die nemlichen Absichten sein, die ich schon bei den andern Geistern erwähnt habe, und ich habe Dir nur eben gezeigt, daß sich keine einzige davon einsehen läßt. Denkt man also vernünftig hierüber nach, so sind alle Gründe dawider, und keiner dafür.

S. Indessen hört man doch so mancherlei von Erscheinungen, daß man unmöglich alles verwerfen kann?

V. Bei

V. Bei einer unbeschreiblichen Menge solcher Spukereien hat man hintennach entdekt, daß es Betrug war. Entweder es hatten Diebe stehlen wollen, und den Leuten so etwas vorgemacht, oder es hatten sich Liebesleute besuchen wollen, die mit einander nicht frei sprechen durften, oder es wollten boshafte Leute andere erschrecken, vielleicht einer den andern ausprügeln, und verkapte sich, um desto leichter auszuführen, in ein Gespenst. So hat man Beispiele, daß es in alten Schlössern sollte gespuckt haben, und am Ende waren's Räuber und Spizbuben, die sich dieses Mittels bedient hatten, einen solchen Ort, wo sie gern sicher sein wollten, furchtbar zu machen. Freilich kann man bei vielen solchen Gespenstergeschichten nicht allemal angeben, was es gewesen. Allein das kömmt daher, weil die Leute zu furchtsam oder zu nachlässig gewesen sind, die Sache genau zu untersuchen.

S. Man hört doch aber von Gespenstern, und zwar von Leuten, die es selbst gesehen haben.

V. Ich habe es schon gesagt, es ist theils Einbildung und Täuschung, theils Betrug, und sehr oft nicht einmal wahr, daß die, die es erzählen, so etwas sollten gesehen haben.

S. Warum nicht?

V. Viele Leute haben die Gewohnheit vorzugeben, daß, wenn sie etwas seltsames erzählen, sie selbst dabei gewesen wären, um nemlich ihrer Rede

desto

desto mehr Glauben zu verschaffen. Viele berufen sich auch bei so einer Gespenstererzählung auf einen sehr guten Bekannten oder Anverwandten, und sezen dazu: „Er hat es selbst gesehen, und mir's oft erzählt.„ Nicht selten ist der angeführte Augenzeuge gestorben, und kann also kein Zeugniß ablegen, und oft, wenn man einen solchen fragt, so hat er's wieder von einem andern vernommen. -- -- -- -- -- --

Ich glaube, die Mutter wird das Abendessen aufgetragen haben, wir wollen nun die Gespenster in Ruhe lassen, nicht wahr?

S. Das wollen wir, lieber Vater!

Die Bestimmung des Menschen.

Nichts ist auf unsrer Erde vergebens da; sondern alles dient zu etwas. Die Blume soll Wohlgeruch um sich her verbreiten, Gras und Früchte dienen den Geschöpfen zur Nahrung, alles, alles wird zu etwas gebraucht, ist bestimmt irgend etwas zu leisten, oder alles hat seine Bestimmung.

Da alles auf der Erde seine Bestimmung hat, so muß auch der Mensch eine haben, und welche diese sey, muß man finden, wenn man seine Beschaffenheit untersucht.

Wir sahen, daß der Mensch bestehe aus zwei Theilen, aus dem irdischen Leibe, und einem geistigern Wesen, das wir nur aus seinen Wirkungen kennen, und Seele nennen.

Bestände er bloß aus einem Leibe, so wäre er ein Thier, und suchte wie dieses nach Anleitung jenes leitenden, ihm angebohrnen Triebes, Instinkt genannt, nur Nahrung und sinnliches Vergnügen. Dazu wird das Thier von seinem Triebe hingerissen, und findet und befriedigt beides ohne viele Mühe.

Freilich gleicht er dem Leibe nach dem Thiere, und bedarf Nahrung und sinnlichen Genuß, allein es findet in der Art sich diese zu verschaffen, ein sehr wichtiger Unterschied statt, der gleich nach der Geburt sich äußert.

Das

Das Thier sucht sich gleich, oder wenigstens nicht lange nach der Geburt seine Nahrung selbst auf nur wenige werden von ihren Alten auf kurze Zeit versorgt. Der Mensch hingegen ist weder gleich nach seiner Geburt noch nach Monaten darauf fähig, im Geringsten für seinen Unterhalt zu sorgen und bedarf erst lange Wartung und Pflege.

Wie hiermit, so geht es auch mit dem Gebrauche seines ganzen Körpers. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit verrichtet das Thier in seiner frühsten Lebensperiode alle Geschäfte wie seine Alten. Dümmer, unwissender und unfähiger seinen Körper zu gebrauchen, als der Mensch, wird weiter kein Geschöpf geboren.

Das Thier vermeidet von Klein an, alles ihm Schädliche, indem es dies gleichsam zu ahnen scheint. Nicht so das Kind, das alles ohne Unterschied zu sich nimmt, mit nichts, weder mit Gifte noch mit Feuer oder sonst schädlichen Instrumenten behutsam umgeht. — Dieser so in die Augen springende Unterschied ist in der That fast allein hinlänglich zu beweisen, daß ein Instinkt dem Menschen mangle, und er mit den Thieren keineswegs in eine Klasse zu setzen sey.

Statt dieses von Geburt an wirkenden Instinktes des Thiers hat der Mensch die später kommende, ihren Einfluß nur nach Jahren erst äußernde Vernunft. Ich darf mich hier auf das berufen, was in dem vorigen Bändchen Seite 209 — 319. hierüber gesagt worden ist.

Statt

Statt den Menschen mehr vorwärts zu bringen, würde der Instinkt ihn vielmehr abgehalten haben, sich stufenweise zu vervollkommnen. Das Thier, denn dieser Leittrieb zu Theile ward, ist in seinem letzten Lebensaugenblicke nicht klüger, als es in seinem ersten war, der Hamster des achtzehnten Jahrhunderts baut nicht besser, als der zu Noahs Zeiten. Ganz anders aber verhält es sich mit dem Menschen. Der Greiß hat mehr Einsichten als der Mann, der Mann mehr als der Jüngling, und der zehnjährige Knabe weiß mehr als das dreijährige Kind.

Wie das zugehe, daß man, je älter man wird auch um so mehr zunimmt an Kenntnissen, Erfahrung und Klugheit, das muß aus oben angeführter Abhandlung bekannt seyn.

Ohne fürchten zu müssen, daß meine jungen Leser mir die Antwort schuldig bleiben dürften, kann ich also jetzt ihnen wohl die Frage vorlegen: „worin besteht der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere?“ Wenn sie diese sich beantwortet, und alles bisher gesagte nochmals genau erwogen haben, mögen sie weiter lesen.

Um genauer zu Werke zu gehen, um meine jungen Leser von der Wahrheit meiner Sätze aus ihrer eigenen Erfahrung zu überzeugen, will ich das Folgende über die Bestimmung des Menschen in ein Selbstgespräch einkleiden.

„Wie kläglich sah es nicht bei meiner Geburt

um

um mich aus. Alle meine Sinnen waren noch wie verriegelt, meine Seele lag verborgen und ohne sich zu äußern in meinem Körper, wie ein Funke in einem Kiesel, der, um sich zu zeigen hervorgelockt werden muß. Ein eben gebornes Thier hatte weit mehr Vorzüge an Körper und Geist, als ich. Wenig oder keiner Bemühungen erforderte dieses, um bald selbst wirksam zu seyn, und alles was es brauchte, sich zu verschaffen.

„Ohne die äußerste Sorgfalt meiner Aeltern hätt' ich elendiglich umkommen müssen. Ich wäre verhungert und verdurstet, wenn nicht eine zärtliche Mutter meinen Bedürfnißen abgeholfen hätte, die ich selbst nicht einmal kannte, als ich sie hatte. An Beulen, Schwären, und Ungezieter wäre ich gestorben, wenn nicht dieselbe liebevolle Sorgfalt, mich reinlich gehalten hätte, als ich von einer Reinlichkeit und ihrem Nutzen noch nichts wußte, und hätt' ich auch etwas davon gewußt, mich vermöge der Ungelenkheit und Kraftlosigkeit meines Körpers, selbst zu reinigen, doch nicht im Stande gewesen wäre.“

„Allmählig entwickelten sich nun meine Sinne. Mein Auge unterschied äußere Gegenstände, mein Ohr verschiedene Töne, mein Geschmack Bitteres und Süßes, und mein ganzer Körper bekam mehr Bewegsamkeit. — Doch gieng es mit diesem allen sehr langsam her.“

„So wie diese Veränderung mit meinen Sinnen, und meinem Körper geschah, entwickelte sich

auch

auch allmählig meine Seele, und fing an zu wirken. Jene dumpfe gefühllose Gleichgültigkeit gegen alles war verschwunden. Ich fieng an zu begehren, und was mir am glänzensten in die Augen fiel, nach dem streckt' ich meine Hände aus. Ich ahnete auch schon Verbindungen zwischen gewissen Dingen, denn wenn mich hungerte, steckte ich die Finger, oder was mir am nächsten vor der Hand lag, in den Mund, und schrie, wenn ich Spielzeug haben wollte. Ich hatte mir schon gemerkt, daß ich durch diese Mittel meinen Zweck erreiche."

„Ungemein nahm von nun an die Kraft meines Körpers und meines Geistes zu. Aber wie lange noch dauerte es, und wie viele fortdauernde unausgesetzte Bemühungen erforderte es, bis ich schwankend die ersten Schritte aufrecht wagte bis ich mühsam die ersten Worte mit ungeläufiger Zunge stammelte."

„O in der That, der Mensch wird sehr armseelig geboren!"

„Da ich weiß, wie leicht man sich in etwas täuschen kann, und da ich schon so oft etwas als gut gefunden habe, was meiner Unerfahrenheit anfangs das Gegentheil geschienen hatte, so hab' ich mir zur Regel gemacht, alles genau zu untersuchen, bevor ich entscheidend darüber urtheile. Dies könnte wohl auch hier der Fall seyn, darum will ich diesen wichtigen Gegenstand gehörig überlegen."

„Hätt

„Hätt' ich, als ich auf die Welt kam, einen Instinkt gehabt, wie das Thier, mir so mühelos wie dieses seine Nahrung gleich selbst gesucht, würd' ich dann wohl nicht auch wie das Thie Zeitlebens innerhalb dieser engen Schranken mich gehalten haben? Was man ohne Mühe erhalten kann, darüber pflegt man nicht sehr besorgt zu seyn. Nun weiß ich aber schon, daß Noth gewissermaßen die Erweckerin der Vernunft aus ihrem Schlummer ist, und daß der Drang äußerer Umstände sie entwickelt und vervollkommert, — bin ich deshalb den so Mitleidenswürdig scheinenden Umständen bei meiner Geburt nicht den größten Dank schuldig? Durch sie gewann ich, was über alle Thiere mich erhebt, und Wesen höherer Art mich nähert — die Vernunft, oder wenigstens Ent- Entwickelung derselben."

„Wie mühsam kroch ich nicht erst auf der Erde herum, bevor ich laufen lernte. Hätt' ich einem Instinkte gemäß gleich nach der Geburt so herumkriechen können; so hätt' ich Zweifel ohne eine große Fertigkeit darinn erlangt (man sehe Raffs Naturgeschichte S. 661 — 668 5te Aufl.) allein ob ich je einen andern nicht geringen Vorzug des Menschen, den aufrechten Gang, erlangt hätte, ist eine Frage, die ich nicht gerade zu mit Ja beantworten möchte."

„Wahrscheinlich wäre ich nun auch, wie das junge Thier, meinen Aeltern bald entlaufen, denn ich hätte meine Nahrung nun gewußt, und sie ge-

funden,

funden um alles übrige hätt' ich mich nicht bekümmert.

Das kann ich um so sicherer behaupten, da ich weiß, wie viele Mühe es meinen Aeltern gekostet hat, meine Aufmerksamkeit und Beobachtung an Gegenstände zu fesseln. Da aber nur eine wiederholte und sehr genaue Beobachtung meine Begriffe über Gegenstände aufklärt; so ist sehr begreiflich, daß ich auf diese Art sehr dumm geblieben, und die schöne Vernunft in mir so gut als nicht vorhanden gewesen wäre."

"Ich würde demnach wohl auch schwerlich dahin gelangt seyn, für jedes einzelne Ding einen besondern Laut zu erfinden, der mich in den Stand setzt, es von allen andern zu unterscheiden, und abgesondert zu denken. Welch ein wichtiges Hilfsmittel aber die Sprache zur Entwicklung der Vernunft, und zur Klarheit und Bestimmtheit meines Denkens ist, das hab' ich einst an mir selbst gesehen, denn in dem Grade als ich mehr sprechen lernte, bekam ich auch deutlichere Vorstellungen und Begriffe von den Dingen um mich her, wurd' ich täglich klüger und verständiger. Dieselbe Erfahrung kann ich auch noch immer an Stummen, hauptsächlich Taubstummen machen, welche nie so klug sind, und werden, als Menschen, die dieser wichtigen Eigenschaften nicht beraubt sind."

"Nein, der Zustand des Menschen, worinn er geboren wird, ist doch nicht elend, denn wer würde nicht gern einige Tage lang in Wind und

Regen

Regen gehen, um dann auf Jahre des Glücks eines schönen bequemen Aufenthalts zu genießen."

„Nie will ich doch etwas nach dem ersten Scheine beurtheilen, denn der trügt gar sehr. Mit dem Uebrigen, was das Thier vor dem Menschen voraus zu haben scheint, wird es sich nun wohl nicht besser verhalten."

„Sollt' ich wohl klagen, daß Wohnung und Kleidung mir mangeln! In der Jugend bin ich dafür unbesorgt, weil ich es, wie in allen Dingen, von denen ich keine Begriffe habe, seyn muß, und die älterliche Zärtlichkeit verhütet, daß mir der Mangel derselben nicht schade. Es ist freylich wahr, wenn der Mensch erwachsen ist; so gebiert ihm der Gedanke, wie er diesen beiden unentbehrlichen Bedürfnissen abhelfen wolle und könne, manche Unruhe, Sorge und Beängstigung. Da scheint nun der Fuchs, den ein Instinkt seine Grube, der Vogel, den er sein Nest bauen lehrte, denen die Natur eine natürliche Bekleidung gab, worin sie vor jedem Ungemach der Witterung und Jahreszeiten ohne ihr Zuthun gesichert sind, bey weitem glücklicher, als der Mensch zu seyn."

„Sehr natürlich aber entsteht bey mir die Frage: „Ob er es auch wirklich ist?"

„Sie beantwortet sich aus dem, was ich schon weiß, fast von selbst."

„Des Menschen Geist hängt sehr von seinem Körper ab, und dieser hinwiederum ist an gewisse Bedingungen geknüpft, welche man Bedürfnisse

nennt,

nennt, weil sie ihm unentbehrlich sind. Sie machen zuerst dem Menschen fühlbar, daß ihm etwas fehle, wecken so den Geist, und führen ihm die ersten Begriffe zu. Hat dieser aber einmal angefangen wirksam zu sein, so geht er in seiner Thätigkeit unaufhaltsam fort, und findet nicht eher Ruhe, als bis er den höchsten ihm möglich erreichbaren Grad von Erkenntniß erlangt hat. Indem er aber so über alles nachdenkt, nichts sieht, ohne sich selbst zu fragen „Was ist das? Wie ist das? Wozu soll das?" zieht er sich auf immer Nutzen für seine Lage heraus. Dadurch gewinnt er unaufhörlich an Einsicht, und erlangt täglich mehr Fertigkeit, Dinge zu gewissen Absichten zu gebrauchen, und zur Erreichung dieser Absicht dienliche Mittel ausfindig zu machen. Dies nennt man aber Vernunft haben, und vernünftig handeln heißt nichts anders, als: nicht handeln ohne zu wissen warum, und zwar so, daß man sich nicht etwa selbst zu wider handelt, oder: ohne Absicht, und ohne Gebrauch der gehörigen Mittel handeln. — Dabey genießt der Mensch noch die so große Freude, daß er sich selbst alles zu danken hat, eine Freude, welche um so viel größer werden muß, je mehr er bedenkt, daß unter so vielen seiner Nebengeschöpfe er allein derselben theilhaftig werden kann."

„Mag es also seyn, daß der Mensch von Natur nicht bekleidet ist, er ist deswegen doch nicht unversorgt gelassen. Dieser Mangel vermochte ihn über die Bekleidung der Thiere Betrachtungen anzustellen,

stellen, diese Betrachtung zeigte ihm die Nützlichkeit derselben, diese Ueberzeugung von der Nützlichkeit brachte in ihm den Entschluß hervor sich auch welche zu verschaffen. --- Aber wo sie hernehmen? --- Der erste Gedanke vielleicht war, die Thiere der ihrigen zu berauben. Allein dies war mit Schwierigkeiten verbunden, denn gutwillig ließ sich keines dieselbe nehmen. Jedes bediente sich von der Natur ihm verliehenen Waffen, um den Räuber abzuhalten. Der Mensch sah sich also genöthigt seine Zuflucht zu der List zu nehmen, wobei die Entwicklung seines Verstandes befördert werden mußte. --- Dadurch erhielt er was er wollte, und lernte zudem noch die Jägerei. --- Allein diese Felle bedeckten ihn entweder nicht ganz oder waren ihm unbequem. Er mußte also auf neue Mittel sinnen, diesem abzuhelfen. Neuer Anlaß seinen Verstand zu bilden, und Erlernung eines neuen Gewerbs --- er ward Schneider. Der Winter kam und zwang ihn zur Bedeckung seiner Füße --- er ward Schuhmacher.

„Ist es ein Unglück für dich, o Mensch! daß die Natur nicht so für dich sorgte, daß du dir eine Wohnung bereitetest, bevor du wußtest, ob du auch einmal eine brauchen würdest? --- Wie könnte das ein Unglück seyn, was durch den Schöpfer dem Geschöpfe verordnet ist! Das Geschöpf, Mensch genannt, sollte nun einmal nichts eher unternehmen als bis er von dem Bedürfniße dazu aufgefordert würde, denn er sollt; jedesmal ge-

nöthigt werden, seine Vernunft zu Rathe zu ziehen, und um dies zu können, alles um ihn her genau zu beobachten.“

„Ihn zwingen Regen und Schnee, Sturm und Kälte Schutz zu suchen. Woher ihn nehmen? -- Bald werden die Thiere seine Lehrmeister, und zeigen ihm, daß er in einer Höle oder unter einem Baume ihn suchen müsse. Nicht lange aber so sieht er, daß der Schutz unter dem bloßen Baume ihm nicht genüge, und er lernt den Vögeln noch mehr ab. Er baut sich eine Art von Lauben, verklebt die Lücken mit Erden, und verdeckt die Oefnung. — Siehe hier den ersten Baumeister, Zimmermann und Maurer!“

„Zu seiner Nahrung reichen vielleicht die Früchte nicht hin. Mangeln zwingt ihn Thiere zu zähmen, und von ihnen den möglich größten Nutzen zuziehen. — Da wird der Mensch Hirt und Fleischer.“

„Auch hierbei gewinnt sein Verstand, denn wir haben schon gehört, daß er um Thiere einzufangen und zu zähmen, sich der List bedienen müsse, da er keine angebornen Waffen hat. -- Die Nothwendigkeit derselben muß ihm täglich mehr und mehr einleuchten, und muß ihm täglich mit dem Gedanken beschäftigen, wie er sich wohl welche verschaffe? Haben muß er sie, und um sie zu bekommen, ist ihm kein andrer Rath möglich, als daß er sich welche macht. Mittel dazu sind ihm in seinen zwo, von beiden Seiten freien, Hän-

den,

den, womit er alles greifen und bearbeiten kann, verliehen. — Wohl! diese benutze er. Allein wie viele und lange Beobachtungen gehörten dazu bis er nur eine rohe Keule machte, eines spitzen Knochens sich zum Stechen bediente. — Indeß beobachten sollt' er ja!"

„O wahrhaftig, daß wir von Natur weder Bekleidung, noch Wohnung, noch Waffen bekamen, ist so wenig Unglück für uns, als daß wir nicht gleich nach der Geburt unsre Kräfte kennen und gebrauchen. Dies wie jenes ist in unserer Natur gegründet, wir sind bestimmt:

„Durch den Druck äußerer Umstände dahin „zu kommen, daß wir unsern Verstand und „unsre Vernunft ausbilden, und nun von „diesen geleitet uns alles zu unserm Wohl„seyn erforderliche selbst zu verschaffen. — „Vernunft soll die Regentin unsers Lebens „seyn.

O unbegreiflich weise Einrichtung! Was in dem Laufe unsers Lebens uns zu drücken scheint, ja was uns wirklich drückt, — die Noth! sie ist unsre größte Wohlthäterin! Sie weckt unsre Vernunft aus ihrem Schlummer, spornt sie an zur Wirksamkeit, erhöht unsre ädelsten Kräfte, die Kräfte der Seele, und wirkt so, daß wir bei gehöriger Beurtheilung über sie, unter den Geschöpfen dieser Erde den obersten Rang behaupten.

Wer wird hinfort über sie klagen? — Gewiß nur derjenige Mensch, welcher über seine Bestim-

mung auf dieser Erde nie nachgedacht hat. Jeder andre weiß es ja, daß sie ihm äußerst heilsam ist. Und dieses Wissen befeuert ihn von ihr die gehörige Anwendung zu machen, d. h. immer an Einsicht zuzunehmen. — Wohl ihm, der das gelernt hat, ihn wird nichts zu Boden drücken! Nur für den Unwissenden und Trägen ist sie eine Last, denn — nur er kann sie nicht von sich abwälzen!

Aeußerst unvollkommen waren aber immer die ersten Versuche, welche der Mensch in irgend einer Beschäftigung machte! Wir wissen das zwar wohl jeder aus seiner eigenen Erfahrung, allein ich will euch doch etwas als Beyspiel erzählen.

„Die Grönländer machen sich ihre Kleidung aus Rehe- und Seehundenfellen, ingleichen aus Vogelhäuten, und nähen sie mit Därmen. Der Weiber Tracht ist von den Männern ihrer wenig unterschieden. Beide leben sehr schmutzig und unrein. Sie haben zweierley Wohnungen eine für den Winter, und die andere für den Sommer. Jene sind die größten, und werden gegen den Winter, oder wenn sie lange an einem Orte zu bleiben gedenken, aufgerichtet, welches eigentlich ein Werk der Weiber ist. Sie bauen dieselben viereckigt aus Feldsteinen oder abgefallenen Felstrümmern, und verbinden sie mit Moos oder Torferde. Sie lassen dieselben nicht leicht mehr als

zwei

zwei Ellen hoch über der Erde hervorragen, sondern senken das übrige in den Grund zu mehrerer Festigkeit und Verwahrung vor Wind und Kälte hinein. Anstatt des Dachs sind sie mit Rasen bedeckt. Der Eingang wird krumm unter der Erde hin gegraben. Eine solche Wohnung hat nicht viel über 20 Fuß ins Gevierte, und dennoch wohnen öfters 7 bis 8 Familien darinnen. Es ist so warm darinnen, daß Männer und Weiber, so lange sie in denselben sind, mit dem Oberleib nackt gehen, es stinkt aber häßlich darinnen. Diese Winterwohnungen werden im October bezogen, und im Anfang des Maimonats verlassen. Die Sommerwohnungen sind leichte Gezelte von glatten Seehundsfellen. — Ihre Speise ist Fleisch von Rehen, Haasen, Seehunden und allerley Fischen. Das Blut der Seehunde ist ihnen vor andern etwas angenehmes. — Die Handthierung der Männer besteht bloß im Fischen und Jagen, wozu sie auch ganz schickliche Geräthschäft haben. Die kleinen Böte, in welchen sie auf der See ihre Nahrung suchen, sind an die 3 Klafter lang, und in der Mitte ungefähr dreiviertel Ellen breit, an beyden Enden aber ganz spitz. Sie werden von ganz dünnen und schmalen Holz gemacht, welches durch Riemen von Fischbein verbunden und befestiget, und mit glatten Seehundfellen überzogen ist. — Handwerker, Künste, Wissenschaften muß man bei ihnen nicht suchen." *)

So

*) Büschings neue Erdbeschreibung.

So unvollkommen sind die Versuche dieses Volks in jeder Art. Und doch wie viel wird schon erfordert, um es erst so weit zu bringen. Die Reisebeschreiber nennen uns Völker, welche es bis dahin lange noch nicht gebracht haben. Wenn ihr in Zukunft, Coocks, Forsters, Pallas, Georgis und anderer Werke leset, werdet ihr Beyspiele genug finden. Allein kein Volk bleibt doch auf der niedrigsten Stufe stehen, sondern suchte immer neue Vortheile und lernte durch Beobachtung ihrer immer mehrere kennen. Und so verbessert es immer den Zustand seines Wohlseyns. Der Mensch baute nicht für immer grönländische Hütten, er führte auch ein Sanssouci in Potsdam, eine Paulskirche im London, eine Peterskirche in Rom auf. Er verfertigte nicht immer Böte, welche mit Riemen zusammen gebunden werden müssen, sondern jene stolzen Palläste, welche vermittelst der schwellenden Segel von dem Winde, schneller als der Vogel in der Luft fliegen kann, durch die Fluthen hingetrieben werden, sind auch von ihm."

Und wie übel wären wir auch daran, wenn dies Letzte niemals erfolgt wäre. Ohne diese grossen Schiffe würden wir so viele Schönheiten der Natur, so viele Wunder der Schöpfung nicht kennen! Ohne unsre, wenn schon nicht lauter Sanssoucis, doch sehr bequemen Wohnungen, würden wir immer mit dem Ungestüm der Jahreszeiten und tausend andern Beschwerden zu kämpfen haben, und folglich unsere Geschäfte weder so

unge-

ungehindert noch so gut verrichten können. — Dann wäre aber unser Leben nichts als ein Gewebe der drückendsten Noth.

Konnte aber derselbe gütige Schöpfer, dessen Weisheit jedem Thiere alles mittheilte, was es zu seinem Wohlseyn brauchte, konnte der wohl wollen, daß nur der Mensch mit immer währender Noth sich quälen sollte? Dies zu glauben, wird mir unmöglich.

Und es ist unmöglich, sobald nur der Mensch seine schöne Mitgift, die Vernunft, gehörig braucht. Das aber sollte er ja! Mag nun immerhin der erste Versuch unvollkommen ausfallen, oder ganz mißlingen, der zweite wird schon besser werden, der dritte noch besser, und so immer weiter. Bei jedem neuen Versuche lernt man entweder ganz neue Vortheile kennen, oder von den schon bekannten eine beßre Anwendung machen.

Als ihr die ersten Versuche im Schreiben machtet, standen sicherlich lauter Krackelfüße auf dem Papiere. Je mehr ihr aber Buchstaben machtet, desto besser geriethen sie. Und wie natürlich! Bei jedem neuen Versuche gab ihr auf die vorgezeichneten Buchstaben immer mehr Acht, und durch fortgesetzte Uebung gelang es euch immer besser. So gieng es mit dem Zeichnen, mit dem Lesen, Rechnen und allen andern.

Wie bei euch, so ist dies bei allen Menschen. Durch Beobachtung der Dinge lernen sie dieselben kennen, durch fortgesetzte Beobachtung immer bes-

ser.

ser. Was sie bei der ersten mittelmäßig nachgemacht hatten, wird bei der zwoten gut, was bei der ersten gut war, wird bei der zwoten besser.

Der Sturm z. B. hatte am Ufer eines Flusses einen Baum entwurzelt, und in die Fluth gestürzt. Die Menschen beobachteten, daß er nicht untersank, sondern von der Fluth fortgeführt wurde. Dies machten sie sich zu Nutze um von einem Ufer zu dem andern zu kommen. Bei dem ersten Versuche wurden sie gewahr daß es nicht gerade so gieng, wie sie gedacht hätten, sondern daß der Baum der Richtung des Stromes folgte. Auch saßen sie darauf sehr unbequem, denn sie waren immer in Gefahr, ins Wasser zu stürzen. --- Wie diesem abhelfen? --- Durch Nachdenken fanden sie, daß sie bequemer darinn sitzen würden, wenn der Baum hohl wäre. Nun suchten sie sich Werkzeuge zu verschaffen, um ihn hohl zu machen. Einem war also abgeholfen. Wie aber es anfangen, um nun dem Boote eine beliebige Richtung zu geben? --- Vielleicht waren Gans, Ente, irgend ein Wasservogel, oder Amphibium hier ihre Lehrmeister. Sie beobachteten nämlich, daß diese konnten, was sie gern wollten. Durch die Frage, welche sie um sich aufwarfen „woher kommt es, daß diese es können?“ wurden sie aufmerksamer auf die Pfoten dieser Thiere, und fanden, daß sie es vermöge des besondern Baues derselben konnten, den mit diesen Füßen stießen sie das Wasser von sich fort --- ruderten sie. Wo der

Mensch

Mensch eine nützliche Einrichtung findet, sucht er sie bald nachzumachen, und so gab ihm dies Veranlassung zu Erfindung des Ruders. --- Vielleicht aber gieng ihm doch jetzt sein Boot nicht schnell genug. Auch hier lernte er einem Thiere etwas ab, --- dem Nautilus. Dieses Thier soll den Menschen Veranlassung gegeben haben, die Segel zu erfinden. Der Nautil, ist eine Art Schnecken. Ein englischer Dichter sagt von ihm „er ist sich selbst Schiff, Ruder, Segel und Steuermann.“

Eben so verhielt es sich mit dem Bau seines Hauses, mit der Bearbeitung seiner Kleider; mit der Zubereitung seiner Speisen. --- Die Noth zwang die Menschen, daß die Vernunft darüber dächte sich welche zu verschaffen, neue Noth zwang sie zu neuer Beobachtung, durch neue Beobachtung lernten sie neue Vortheile kennen, und dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, alles immer besser, immer vollkommner zu machen.

Wären aber die ersten Versuche gleich so gewesen, daß er nur zur Hälfte hätte damit zufrieden seyn können --- sicherlich wäre dann seine Vernunft nicht so ausgebildet worden als sie jetzt ist, denn er hätte zu neuen Beobachtung nicht Antrieb genug gehabt, -- sicherlich wäre er dann träge und faul geworden, und wäre unter das Thier herabgesunken.

Der Mensch aber, von der Noth gezwungen seine ädelsten Kräfte auszubilden, ist ferner bestimmt:

„Durch

„Durch beständigen Gebrauch seiner Vernunft „und ununterbrochne Beobachtung der Dinge „um sich her, seine Versuche in jeder Art „immer vollkommner zu machen, und eben „deswegen immerwährend thätig zu seyn. Der „große Grundsatz seines Lebens soll seyn „Besser machen, besser werden!“

Hierdurch ist der Mensch Herr der ganzen lebenden und leblosen Schöpfung auf unsrer Erde geworden. Kein Geschöpf außer ihm ist einer immer wachsenden Vervollkommnerung fähig. Für jedes Thier ist nur einiges da, aber **alles** für den Menschen. Die körperlichen Waffen, die ihm mangeln, hat seine Vernunft ihm an die Hand gegeben. Wie vielerlei Werkzeuge hat er sich nicht erfunden! Rüstung und Pfeile hat er sich selbst verfertigt, die Arten Feuer hervorzulocken sich ausgedacht, er benutzt zu seinem Dienste alle Elemente, alle drei Naturreiche müssen Beiträge zu seinem Wohlseyn liefern. „Wer — sagt ein alter römischer Schriftsteller (Seneca) wer auch immer das Loos des Menschen unter seiner Würde schätzt, der bedenke, welche wichtige Vorzüge unser Vater uns verliehen hat wie wir weit stärkere Thiere unterjochen, weit schnellere verfolgen, wie alles was irdisch ist, unsern Streichen unterliegt!“

„Die Vernunft *) — sagt der Graf Büffon — ist

*) Es versteht sich von selbst, daß bloß von der **ausgebildeten** die Rede seyn könne.

ist es, durch welche der Mensch seinen zarten Körper vor Beschädigung sichert, sie ist es, die ihm die Mittel zeigte, wodurch er der Rauhigkeit der Lufttrotzen, die Erde, trotz ihrer Härte, bearbeiten konnte. Durch einen einzigen Strahl der Vernunft unterwarf er sich die Elemente, er brachte das Feuer hervor, das auf der Oberfläche der Erde nicht vorhanden war; er wußte sich Kleidung, Schutz und Wohnung zu verschaffen; durch seinen Geist hat er alles das ersetzt, was seiner körperlichen Kraft und Fähigkeit abgieng; und ohne weder so stark, noch so groß, noch so abgehärtet zu seyn, als der größre Theil der Thiere, hat er sie alle zu besiegen, zu zähmen, zu unterjochen, einzuschränken, und zu jagen verstanden, und sich auf diese Weise in den Vortheil gesetzt, welchen ihnen ausschließlich die Natur eingeräumt zu haben schien.

Bilde also, o Mensch! durch fortgesetzte Beobachtung die Kräfte deiner Seele aus, lerne dadurch immer besser machen, und besser werden, sey ununterbrochen thätig, und so wahr du bist, es wird nie im Laufe deines Lebens eine Verlegenheit dir aufstossen, wo du klagen müßtest, daß der Schöpfer für deine Glückseeligkeit weniger als für die aller übrigen Geschöpfe gesorgt habe. In dir selbst liegen die Mittel, dir dieselbe zu verschaffen, diese mußt du nur gehörig gebrauchen. Ließest du aber diese Mittel ungenutzt, verabsäumtest du die Gelegenheit dich immer mehr zu vervollkommen,

warst

warst du zu träge, um einen andern Vorzug deiner Natur, den der freiesten Selbstthätigkeit ungenutzt zu lassen, — dann freilich wirst du sehr über Noth, ja selbst drückendes Elend klagen müssen. Aber den Schöpfer klage dann nicht an, als ob er dich vernachläßigt habe, du, und nur du bist deines Elends Urheber, du bist ein entarteter Sohn der Natur, der — seine Bestimmung nicht erfüllte! Ein Mensch, der immer in jedem Betrachte besser zu werden sich bemühte, der unabläßig fleißig war, hat nie darüber geklagt. Geh und lerne Unglücklicher von einem Franklin, Kleinjoog, Isaac Maus --- --- Wilhelm Denker, Rudi, Lienhard! *)

Neulich, meine Lieben! sah ich ein Haus bauen. Mit Anbruch des Frühlings fieng man an, und ehe noch der Spatherbst kam war man fertig. An diesem Hauße arbeitete aber eine große Menge Menschen. Einige zimmerten Holz, andre löschten Kalk. Diese trugen Steine zu, jene mauerten, andere waren noch auf eine andre Weise beschäftigt. -- Dadurch, daß so vieler Menschen vereinigte Kräfte, dazu beitrugen, das Haus zu errichten, ward es möglich in so kurzer Zeit es zu vollenden. Denkt selbst wie lange es hätte dauern müssen, bis ein Einziger damit zu Stande gekommen wäre! Und beantwortet euch selbst die Frage, ob er es endlich, troz seiner Jahre lang ange-

*) Lienhard und Gertrud. Ein Volksbuch von Pestalozzi.

angewandten Mühe, doch nur zur Hälfte so vollkommen hergestellt hätte, als es jezo hergestellt worden ist!

Doch ihr habt wohl zuverläßig aus der kurzen Erfahrung eures eignen Lebens schon hinlänglich eingesehen, wie schwer oft das für die Kräfte eines Einzelnen wird, was ein Spiel ist, sobald zwei oder mehrere vereint daran arbeiten. Kein Mensch kann des andern entbehren, und so oft eine seine Kraft übersteigende Arbeit, oder irgend eine andre Noth vor kömmt --- o wie sehnlich wünscht er dann einen andern Menschen um sich! Denkt an Robinson auf seiner einsammen Insel! *)

Solche Vorfälle treten aber beynahe stündlich ein, bey nahe stündlich trift den Menschen solche Noth, welche auf das überzeugenste ihm darthut, daß Er allein nichts, oder doch sehr wenig nur, mit Hilfe seiner Nebenmenschen aber, --- o wie vieles und wie weit besseres, und dies viele und bessere wie weit schneller verrichten können! Beinahe stündlich muß er einsehen, daß mehrere mehr und richtiger beobachten können, als der Einzelne, daß ihre Vervollkommerung schneller vor sich gehe, und --- daß folglich der Mensch nicht bestimmt sey, ein einsiedlerisches Leben zu führen, sondern

„daß er in Gesellschaft leben solle!"

Unbegreifliche Vorsehung! überall wo ich die Triebfedern aufsuche, die zu meiner Bestimmung mich

---

*) Robinson der Jüngere. Von J. H. Kampe.

mich leiten, ist es die Noth die ich finde. Dies bestärkt mich immer mehr in meinem Vorsatz, nie über Noth zu klagen. Es ist gewiß, je mehr Noth ich habe, desto mehr Antrieb hab' ich mich immer vollkommener zu machen. --- Auch zu dem vorzüglichsten was der Mensch haben kann, zum gesellschaftlichen Leben trieb ihn --- die Noth!

Zu den vorzüglichsten sagt' ich. Laßt uns also einige Augenblicke bey dem gesellschaftlichen Leben des Menschen stehen bleiben, um zu sehen, ob ich Wahrheit sagte.

Sobald der Mensch eingesehen hat, die weise Vorsehung habe es so eingerichtet daß einer des andern Hilfe nicht entbehren könne, --- und zu dieser Einsicht gelangt er sehr bald ---; so fängt er auch angegen jeden gefälliger, zuvorkommender, freundschaftlicher sich zu bezeugen. Bald vielleicht --- denkt er — könnte eine Noth dir aufstoßen, wo du dieses Menschen bedürftest, wie? wenn du ihm nun beleidigt, gekränkt, beschädigt hättest!" — Oder er sieht einen hilflos, krank, arm, elend, ohne Obdach, Kleidung und Nahrung liegen „wie — denkt er — würde dir seyn, wenn du an dieses Menschen Stelle lägest, was würdest du da wünschen? Gewiß, daß ein andrer deiner sich erbarmte! — — Und wer bürgt dir dafür, daß du über kurz oder lang nicht ebenfalls in dieser Lage dich befinden kannst? — Geschwind also Mensch! erbarm dich dieses Menschen in seiner Noth, damit in einer ähnlichen Noth auch deiner jemand sich erbarme."

durch

Durch solche und ähnliche Betrachtungen aber worauf der Mensch durch den Gedanken an die Abhängigkeit von andern Menschen geleitet wird, prägen sich seiner Vernunft tief und fest die beiden Grundsätze ein:

„Handle an jedem Menschen so, wie du wünschest, daß er an dir handeln möge!“

„Füge keinem Menschen das zu, wovon du überzeugt bist, daß es dir unangenehm seyn würde, wenn man es dir zufügte!“

Durch die Erfahrung von der Güte und Tauglichkeit dieser Grundsätze unwidersprechlich in Kurzem überzeugt, wird denn gewiß auch der Mensch ihnen zuwieder handeln nie sich einfallen lassen, sondern vielmehr in allen Fällen seines Lebens ihnen nachzukommen sich bestreben. Der Starke wird nun den Schwachen nicht unterdrücken, der Reiche den Armen nicht darben lassen der Arme lieber arbeiten, als einen andern seines Eigenthums berauben. Kein Mensch wird nun den andern verlästern, beschimpfen, oder auf irgend eine Weise unterdrücken. Weit weniger wird einer des andern Mörder werden, Jeder im Gegentheile wird sich beeifern dem andern so viel Hilfe zu leisten, und so nützlich zu werden, als in seinen Kräften steht.

Dieses steht aber immer in meinen Kräften, denn von drei Bissen Brod die ich habe, kann ich an einen andern Hungrigen wenigstens einen ab-

geben. Wenn ich zwei Kleidungsstücke besitze kann ich den Nackten mit einem bedecken. Wenn einer angefallen wird, kann ich ihn vertheidigen. Höre ich einen unschuldigen verlästern, so kann ich die Verlästerer Lügen strafen. Bricht in einem Hause Feuer aus, und ein Mensch darin ist in Gefahr umzukommen; so kann ich mitten durch die Flammen dringen, und ihn heraustragen. Sehe ich einen im Wasser verunglückten, so kann ich nachspringen, und ihn herausziehen.

„Ja — wird vielleicht jemand hier sagen — brech' ich aber mir meinen dritten Bissen ab; so werde ich selbst nicht völlig satt. Geb' ich mein zweites Kleidungsstück weg; so kann es mir selber einmal mangeln. Vertheidige ich den Angefallenen; so kann ich beschädigt werden. Straf' ich den Lästerer Lügen; so wird er mich verlästern. Rett' ich den aus der Feuersgefahr; so kann ich mich verbrennen. Spring' ich nach dem im Wasser Verunglückten; so kann ich ersaufen."

Wohl, guter Freund! das alles, was du hier sagst, ist sehr wahr — allein antworte mir einmal, ob du nicht in allen diesen Fällen wünschen würdest, daß deiner jemand sich annehme? — Ja? — Nun gut, was du aber wünschest, daß dir geschehe, das thue du auch andern. Siehe! dies ist die goldne Regel unsers Lebens, welche wir in der Gesellschaft lernen. Und diese Regel gilt auch hier.

„Und

„Und was hab' ich für Nutzen hievon?"

Den allgewöhnlichsten, welche man dabei angiebt, daß man nämlich gegen jeden sich so beträgen, wie er selbst gegen andre sich beträgt, will ich gar nicht in Anschlag bringen, weil es schlechte Menschen giebt, die auch den besten Menschen drücken und verfolgen, und man also auf diese Belohnung nicht immer sicher rechnen kann. Ich sagte schlechte Menschen, welche werden es aber nicht thun?

„Gute."

Wie werden gute Menschen gegen andre handeln?

„So, daß sie ihm kein Leids zufügen."

Werden sie auch wohl gegen den so handeln, der das an andern nicht thut, also gegen den Schlechten?

„Auch gegen den."

Allein sie haben ja von diesem keine Belohnung, nicht einmal Erkenntlichkeit oder Dank zu erwarten. — Warum werden sie nun gegen den Schlechten dennoch gut handeln?

„Weil sie sonst eben so schlecht wären, als jener."

So werden sie also wohl das Gute aus keinem andern Grunde thun, als weil es gut ist d. h. weil sie einsehen, daß alle Menschen glücklich werden würden, wenn sie so handelten, gesetzt auch daß sie für sich keinen Vortheil, vielleicht wohl gar Schaden davon hätten?

„Allerdings.“

Ja, meine Lieben! darinn besteht das eigentliche Wesen des Gutseyns. Wenn wir vernünftig, wenn wir klug handeln; so haben wir jederzeit Nutzen davon. Nicht so wenn wir gut handeln, wenn wir andern das erzeigen, was in ihre Lage versetzt uns angenehm seyn würde. Da müssen wir oft uns selbst, unsern Vortheil ganz aus den Augen setzen, nur auf des andern Glück und Wohlseyn Rücksicht nehmen. Eine solche, mit Aufopferung unser selbst verrichtete, nur des Andern Wohl bezweckende, völlig uneigennützige Handlung heißt eine Tugend. — Durch das gesellschaftliche Leben also ist der Mensch bestimmt:

„gut zu seyn, tugendhaft zu handeln.“

Es giebt aber ein Wesen, meine Geliebtesten! welches vorzüglich vor andern, allen Geschöpfen nicht allein Gutes, sondern das Beste erzeigt; ein Wesen welches überall alles erfreut und beseeligt, ohne Nutzen davon zu haben, ohne Vortheil davon zu ziehen, ohne auf Belohnung zu rechnen; ein Wesen das allaugenblicklich uns mit Wohlthaten überhäuft, ohne sich uns zu zeigen, dessen Segen bloß aus der Verborgenheit auf uns zuströmt, es ist

„Gott!“

Kinder! — namenlos entzückend ist der Gedanke! — und diesem Wesen aller Wesen, Gott, werden wir durch diese Handlungsweise, durch

Gut-

Gutseyn, und Ausübung der Tugend ähnlich! — Nicht allein dadurch, daß unser Geist denkt, sondern auch durch dadurch daß wir im Stillen, ohne Eigennuz die Tugend üben, und weit um uns her Glück und Wohlseyn verbreiten, und Gutes wirken, dadurch Gott ähnlich zu werden — wo ist der Mensch, den dieser Gedanke nicht angenehm durchschauert? Und wer, wenn er diese Vorstellung fest hält, wer bekennt dann nicht mit freudigem Herzen, daß seine Bestimmung die vorzüglichste auf dieser Erde sey, und wer sieht da nicht völlig ein, daß es wahr sey, was ich vorhin sagte: Die vorzüglichste Anordnung um zur Erfüllung unserer Bestimmung uns zu bringen sey — das gesellschaftliche Leben, in welches schon frühzeitig der Schöpfer durch unsre völlige Abhängigkeit von unsern Aeltern in der frühesten Jugend uns brachte.

Laßt uns aber hier einige Augenblicke ruhen, und auf die zurückgelegte Bahn noch einen aufmerksamen Blick werfen! — Was fanden wir über die Frage, wozu der Mensch in diesem Leben bestimmt sey für Aufschlüsse in der Betrachtung unserer Natur?

Wir fanden, daß er, für dessen Körper die Natur am wenigsten gesorgt zu haben scheint, dem alles was zum Wohlseyn beitragen kann, Kleidung Wohnung und Waffen um sicher für dem Feind zu seyn, mangeln, der so schwach und abhängig

geboren wird, der unglücklicher daran zu seyn scheint, als irgend ein anderes Geschöpf, daß er alles sich unterwirft, Herr der ganzen Schöpfung wird, weit mehr Bequemlichkeiten sich verschaffen, statt einer, tausend Arten Waffen sich bereiten kann, vermöge des Geistes der in ihm wirkt, denkt und will. Was seiner Kraft zu schwer ist, dazu vereinigt er sich mit tausend andern Kräften, und verrichtet es leicht und besser, denn er lebt in Gesellschaft. Er dessen Eintritt in die Welt so armseelig schien, nimmt bald die höchste Stufe ein, und steht vor uns da in aller Glorie der Tugend, ein Ebenbild des unsichtbaren Gottes.

O wie erhebend ist der Gedanke, ein Mensch zu seyn! Verwandt zwar auf einer Seite mit den Thieren, steh' ich doch auf der andern der Gottheit näher! Heil ihm, der diesen Gedanken immer fest hielt! Seiner Würde nie vergaß! — Täglich wird er mehr seine Kräfte anspannnen, um ja bei jeder Gelegenheit vernünftiger zu werden, täglich mehr wird er sich bestreben gut zu seyn und uneigennützig die Tugend auszuüben. — Da durch aber wird er selbst glückseliger werden und andere glückseliger machen. Unsre Bestimmung führt uns so offenbar darauf hin, daß es in der That äußerst zu verwundern ist, wie manche Menschen dies gar nie einsehen.

Oft werdet ihr künftig Menschen klagen hören „daß die Vorsehung hart mit uns umgehe, indem wir hier nicht so glückseelig würden, als wir werden könnten." Arme, verblendete Menschen, warlich an der Vorsehung liegt die Schuld nicht?

nicht? An eurer Unwissenheit liegt sie, daß ihr noch nicht eingesehen habt, daß jede Noth dazu diene, um unserer Bestimmung uns näher zu bringen; an eurer Trägheit liegt sie, daß ihr die Noth nicht besser benutzen wollt; an eurer Schlechtheit lieg sie, daß ihr die Tugend nicht ausübt, wie ihr doch solltet. — In euch lagen alle Mittel euch glückseelig zu machen, aber ihr gebrauchtet sie nicht. Die Vorsehung also klagt forthin nicht mehr an, sondern sagt, vielmehr: Gott! ich verdiene nicht ein Mensch zu seyn, denn ich bin unwissend, träg, und schlecht, und erfulle nicht wozu ich bestimmt bin. Deshalb kann ich aber auch keinen Anspruch an Glückseeligkeit machen, denn:

„nur wenn wir treulich alles üben, wozu wir bestimmt sind, ist Glückseeligkeit für uns möglich!“

Gott prägte tief in uns sein majestätisch Bild,
Er schuf uns etwas mehr als Herren vom Gewild. (?)
Er legte tief in uus zwey unterschiedne Triebe,
Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe. 1)

5.) Die

---

1) Der eine Trieb für uns selbst, worin mag nun der nach der vorhergegangenen Erläuterung bestehen? — Und worin der zwote für den Nächsten? —

* * *

Die erste ist der Quell von Arbeit und Geduld. (?)
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst, 2.) und stört den trägen Schlummer.
Sie zeuget uns wie Heut für Morgen sorgen muß
Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluß. 3.)
Sie dämpft des Kühnen Wuth, sie wafnet die Verzagten 4)
Sie macht das Leben werth im Auge des Geplagten; (?)
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengift;
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift:
Sie bahnete das Meer zur Beyhilf unsers Reisens;
Sie

---

2) D. h. macht, daß wir nicht Ursache über unser Loos zu klagen haben. Die Vernunft belehrt uns ja, daß es nur auf uns ankomme, um glückseelig zu seyn.

3) Es war nicht genug, daß der Mensch fleißig wurde, um der Noth sich zu entretten, sondern er mußte mit dem Erworbenen auch sparsam umgehen, mäßig seyn lernen.

4) Die Vernunft sagt dem Kühnen bald, daß er behutsam seyn müsse, denn einem Stärkern würde er unterliegen. Es wäre Tollkühnheit wenn der Mensch unbewafnet dem Löwen sich entgegen werfen wollte.

Sie fand den ersten Brand im Zweikampf Stein und Eisens; 5)
Sie grub ein Erz hervor das alle Thiere zwang; (?)
Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Linderungstrank; 6)
Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften;
Sie wafnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften. 7)

*
* *

Viel edler ist der Trieb der uns für andre rühret.
Von seinem Ebenbild, das Gott dem Menschen gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohes Urbild ab.

Sie

---

5) Der Mensch kam dadurch auf die Erfindung des Feuers, daß er beobachtete, wie jedesmal Funken sprangen, wenn mit Stahl auf einen Stein geschlagen wurde. — Zweykampf ist ein uneigentlicher Ausdruck, den diese Dinge können eigentlich nicht mit einander kämpfen.

6) Die Erfindung der Arzneiwissenschaft, welche anfänglich sich bloß auf die Kenntniß gewißer Kräuter erstreckte, deren heilsame Schmerzlindernde Wirkung man erfahren hatte.

7) Wafnen ist hier ebenfalls ein uneigentlicher Ausdruck. -- Unsre sinnlichen Vorstellungen von den Dingen wurden durch eine genauere Erkenntniß berichtigt. -- Von Vers 5 -- 19 ist eine Beschreibung von den Vortheilen, welche die Liebe zu sich selbst für den Menschen her-

Sie diese Liebe, war der Menschen erste Kette,
Sie macht uns bürgerlich, und sammelt uns in Städte;
Sie öfnet unser Herz beym Anblick fremder Noth
Sie theilt mit Dürftigen ein gern gemisset Brod,
Und wirkt in uns die Lust, vom Titus oft verlanget 8)
Wenn ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget;
Die Freundschaft stammt von ihr, der Herzen süße Kost,
Die Gott in so viel Noth uns gab zum letzten Trost.
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
Sie macht die Müh zur Lust die ihre Schwachheit fodert,
Sie

---

hervorgebracht hat. — Er wollte die Noth gern los seyn, und strengte deshalb seine Vernunft an. Er beobachtete und erfand.

8) Titus war einer der ersten zwölf römischen Kaiser, und lebte ungefähr 80 Jahre nach der Geburt Jesu. Er ist und wird ewig allen guten Menschen seiner Treflichkeit halber merkwürdig bleiben. Jeden Tag, welchen er nicht mit irgend einer guten Handlung bezeichnet hatte, hielt er für verlohren, und jeden Abend pflegte er über seine Handlungen sich selbst strenge Rechenschaft abzulegen.

Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen
fleht
Und unser Innerstes, so bald er spricht, umdreht

*
* *

35) Wie glücklich werden wir durch diese beyden
Triebe,
Veredelt, und sogar ähnlich dem Gott der Liebe.

Wir sind also bestimmt, durch Ausbildung unsrer geistigen und Uebung unsrer körperlichen Kräfte uns den möglichst größten Grad von Glückseeligkeit zu bereiten, und durch Gutseyn, tugendhaft handeln (Sittlichkeit, Moralität) Gott ähnlich zu werden. Ich mag nicht wiederholen, wie sehr wir dadurch über alle Thiere uns erheben. Dies alles ist schön, ist vortreflich!

Aber, — wie wird es am Ende mit uns?

Ich habe bemerkt, daß alle Geschöpfe den höchsten Grad der ihnen möglichen Vervollkommerung erreichen, ehe der Zeitpunkt herannaht, wo ihre Organisation durch die Kräfte der Natur aufgelößt wird, und sie wieder das werden, was sie vor ihrer Zusammensetzung waren. Ich habe ferner bemerkt, daß dann jedes noch zu irgend etwas benutzt wurde. Die Pflanze wurde von dem Thiere, dies Thier wieder von einem andern, alle endlich von dem Menschen verzehrt, oder sonst benutzt. — Der Löwe und die Maus, der Adler und der Zaunschlüpfer, der Ameisenbär und die Ameise, der Wallfisch und der Frosch wurden was

alle was sie werden konnten. Sie alle brachten es ganz dahin, wohin ihre Fähigkeiten sie bringen konnten, weiter zu schreiten war ihnen unmöglich. Sie alle wurden auch benutzt.

Wie aber steht es hier mit dem Menschen? Bringt es der auch so weit er es bringen kann? O selbst der Weiseste, der Gelehrteste, und wenn sein Leben über ein Jahrhundert gedauert hätte, muß doch am Ende gestehen, daß er nur, zu lernen — angefangen habe, daß es noch viele, ach! unendlich viele Stufen gebe, die er erschreiten müsse, um sagen zu können, nun habe er es so weit gebracht, als er es habe bringen können. Und benutzt? – Wie, auf welche Art und Weise würde der Mensch benutzt?

So ist also — o demüthigender, niederschlagender Gedanke! — so ist also der Mensch das einzige Geschöpf auf dieser Erde, welches nicht so vollkommen werden darf, als es könnte? Er, dem die edelsten Gaben, die schönsten Vorzüge zu Theil wurden, des Schöpfers Ebenbild, denn dieser große Gedanke so schmeichelte, er dient am Ende zu nichts, als wozu das Schlechteste gut genug war — einen Acker zu düngen? — Wozu, o Vorsehung, ihm alle dies Schöne, dies hohe Gefühl seiner selbst, diesen Flug der Gedanken, der im Nu Millionen Sterne mißt, ihm geben, wenn du weniger mit ihm beabsichtigtest, als mit dem geringsten aller Thiere? — Daß du alle das Große und Herrliche in ihm legtest, kommt mir

nun

nun gerade so vor, als sammelte einer die schönsten Kunstwerke, oder baute einer die prächtigste Stadt, um sie dann — zu verbrennen.

Wollen wir wohl so klagen, und haben wir wohl Ursache so zu klagen? Ich will euch folgende Fragen vorlegen:

Giebt es irgend etwas auf der weiten Erde, das ohne Absicht da wäre? —

Habt ihr nicht oft während unsrer Untersuchungen gefunden, daß selbst das geringste Theilchen an dem geringsten Gegenstande nicht ohne Absicht da war? —

Ist nicht der unvernünftig zu nennen, der etwas ohne Absicht macht? —

Ist aber Gott nicht über alles weise? —

Kann er also wohl etwas ohne Absicht machen? —

Und wenn er selbst bey den kleinsten Fäserchen seine Absicht gehabt hat, läßt es sich da wohl denken, daß er das Schönste, Vortreflichste Absichtlos angebracht hätte? —

Läßt es sich wohl denken, daß jemand der eine bestimmte Absicht bey Verfertigung eines Werkes hatte, nicht alles genau abmessen, weder zu viel, noch zu wenig geben wird? —

Läßt es sich wohl denken, daß der wiewohl nicht karge doch sparsamste Theiler verschwenden werde? —

Läßt es sich wohl denken, daß das, was zehntausendmal Wahrheit ist, es im zehntausend

und ersten Male ganz unter denselben Umständen nicht seyn sollte? —

Die Beantwortung von jeder dieser Fragen zeigt euch Sonnenklar, daß es durchaus unmöglich ist, daß Gott ein Vermögen in uns gesetzt haben werde, womit wir Eichbäume zerbrechen können, wenn wir bloß Strohhälme damit zerknicken sollen. Er hätte offenbar etwas so ganz Wichtiges hier Absichtlos angebracht, er, der doch sonst nie einen Knochen anbringt, wo es mit einer dünnen Faser gethan werden kann. — Und er, der in zehntausend Beispielen uns gezeigt hat, daß jedes Geschöpf seine ihm mögliche Vollkommenheit erreiche, hätte sich offenbar im zehntausend und ersten wiedersprochen

Dies alles aber kann nicht seyn, und — was bleibt folglich weiter übrig, als anzunehmen, daß wir nicht aufhören zu wirken, daß auch wir den uns möglich erreichbaren Grad von Vollkommenheit sicherlich erreichen werden. -- Widerspricht das aber nicht dem Augenscheine? Sterben wir denn nicht?

Wohl, mein Lieber! wir sterben, unser Körper wird einst wieder was er gewesen, jedes Element nimmt seinen Beitrag zu denselben zurück. Hat aber, oder um mich richtiger auszudrücken, kann aber unser Körper nicht hier seine gänzliche Vollkommenheit erreichen? — Was in uns erreicht sie nicht? — Bloß das denkende, wollende

Wesen

Wesen in uns nicht, unsre Seele, denn unser vernünftiger werden, tugendhafter handeln, hängt ja bloß von ihr ab.

Diese unsre Seele aber ist ein geistiges Wesen, und also den Auflösungskräften der Materie nicht unterworfen. — Diese stirbt nicht mit unserm Leibe, diese dauert fort, und fährt auch noch nach dieser Trennung fort „besser zu werden, besser zu machen." Dünge mein Leib nun immerhin den Acker, mein besserer Theil wird nicht mit begraben!

Nein, nicht spottend, nicht vergebens!
Schufst du Gott dein Bild,
Lieb' und Weisheit hat des Lebens
Geist in Staub gehüllt.

Kinder! mein Herz ist voll des innigsten Dankes gegen den gütigen Gott, und voll Ehrfurcht von mir selbst, denn

„meine Bestimmung ist nicht auf dieses Leben „eingeschränkt. Ich bin unsterblich. Dieses „Leben ist eine bloße Vorbereitung auf ein „anderes, wo ich immer mehr mich vervoll„kommern, immer weiser, besser, Gott ähnli„cher werden soll."

Wie, oder wo ich fortdauern, wie oder wo ich mich mehr vervollkommern werde, — das freilich weiß ich nicht, aber wo ich bin, gütiger Gott!

da

da bin ich durch dich, und da werd' ich glückseelig seyn, denn überall wirst du solche Veranstaltungen getroffen haben, daß ich meine Bestimmung erkennen, und mich selbst glückselig machen kann. — — Jetzt bin ich hier, und soll mich vorbereiten, daß ich einer höhern Vollkommenheit würdig werde, und dies will ich denn aus allen Kräften thun mich stets bemühen vernünftiger zu werden, an Fleiße, Mäßigkeit mir stets gleich zu bleiben, und für Menschen wohl so viel zu wirken, als in meinen Kräften steht. — Ich werde es aber wohl so einzurichten suchen, daß meine Kräfte dazu weit reichen, und ich recht oft Gelegenheit dazu finde.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klinger, Johann Siegmund

Nützlicher Stoff zur Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens an sinnlichen und moralischen Gegenständen mit Sprach- Les- und Schreibeübungen verbunden ; Eltern, Lehrern und Kindern gewidmet
Bd.: 2

Hof (1799)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.26(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108526-7
VD18 80251579-001